Der Christliche Menschenfreund in Erzählungen für Bürger und Bauern

von
Dr. Johann Heinrich Jung
Hofrath und Professor in Marburg
sonst auch
Heinrich Stilling
genannt.

Erstes Heft.

Nürnberg,
im Verlag der Raw'schen Buchhandlung
1803.

Gehe aus auf die Landstraßen und an die Zäune, und nöthige sie herein zu kommen, auf daß mein Haus voll werde. Luc. 14. v. 23.

B S B
MÜNCHEN

07|91|472

Seit einigen Jahren hat sich in England eine ausserordentlich wohlthätige Gesellschaft gebildet; sie nennt sich die Erbauungs-Bücher-Gesellschaft, und hat den Zweck, nüzliche erbauliche und belehrende Schriften an solche Leute die unvermögend sind, entweder sehr wohlfeil zu verkaufen, oder auch gar zu verschenken. Dort in ihrem Vaterland hat sie in der kurzen Zeit schon sehr vieles gethan, und wie man mir geschrieben hat, schon über eine Million Gulden an solchen Büchern unter das gemeine Volk vertheilt.

Damit aber sind nun diese vortrefliche edle Menschen noch nicht zufrieden, sondern sie wünschen, daß wir hier in Teutschland auch eine solche Gesellschaft errichten möchten; und um auch zur Erfüllung dieses Wunsches alles mögliche beyzutragen, schrieben die Directoren dieser Gesellschaft an verschiedene teutsche Männer, von denen sie wissen, daß ihnen die alte wahre christliche Religion theuer und werth seye, und auf

diese Art wurde mir dann auch die Ehre zu Theil, mit diesen würdigen Herren in Briefwechsel zu kommen.

In meinem ersten Brief nun, äusserte ich unter andern auch den Gedanken, daß die Errichtung einer solchen Gesellschaft auch deswegen Teutschland schwer falle, weil unsre Provinzen überhaupt zu sehr durch den Krieg von baarem Gelde entblößt worden seyen, folglich also keine grose Summen zu diesem Zweck verwendet werden könnten. Da nun dieser Brief in die Englische Sprache übersezt, und in das Evangelische Magazin *) eingerückt wurde, so hatte das den Erfolg, daß alsofort über 600 Gulden zusammen gelegt wurden, wovon mir die Hälfte mit 300 Gulden, und die andere Hälfte andern Freunden zugeschickt, und dabey die Bedingniß vestgesezt wurde, daß dafür allerhand nüzliche Bücher entweder umsonst, oder doch zu sehr wohlfeilen Preisen an unvermögende Leute unter Bürgern und Bauern, vertheilt werden sollten.

Ich

*) Das evangelische Magazin ist eine Zeitschrift, die in England heraus kommt.

Ich meines Orts glaube diesem Zweck nicht besser entsprechen zu können, als wenn ich die heiligsten, und wohlthätigsten Pflichten und Wahrheiten der Religion, in unterhaltende Erzählungen, in einer, auch dem gemeinen Volk verständlichen Sprache, einkleide; davon für dies erstemal ein Heft von etlichen Bogen, und dieser Hefte so viele als für die 300 Gulden verschaft werden können, drucken laße, und sie zu Hunderten hin und wieder an Prediger versende, die sie dann an die Armen ihrer Gemeinde vertheilen.

Wenn also dieser Hefte für 300 Gulden verschenkt sind, so kann dann auch der Verleger mehrere drucken, und sie an Vermögende gegen billige Preise verkaufen.

Ich weiß gar wohl, daß der kleinen Schriften fürs Volk eine grose Menge und Mannigfaltigkeit ist, aber dennoch bin ich in meinem Gewissen überzeugt, daß die Meinige nicht überflüßig seyn wird, der Erfolg wird mich rechtfertigen. Geschieht dies, so werde ich diese Erzählungen in dem Fall fortsetzen, und ihre unentgeltliche Austheilung gern besorgen, wenn

ich gehörig dazu mit Geld unterstützt werde; ich kann nichts mehr thun, als umsonst arbeiten, weil ich kein Vermögen, aber eine grose Familie habe.

Ich konnte dieser Schrift wohl keinen zweckmäßigern Namen geben, als den, des Christlichen Menschenfreunds, indem sie von Christlichen Menschenfreunden verschenkt wird. Der grose Erhabene, der Himmel und Erden beherrscht, seegne auch diese Arbeit.

Marburg den 3ten März
1803

Der Verfasser.

In einem gewissen Land, dem ich den Namen, die Grafschaft Geisenfels geben will, liegt oben nahe an einem hohen waldigten Gebürge, ein ziemlich großer Flecken, dessen Bürger sich theils mit dem Ackerbau, theils auch mit Fabriken ernähren, und der hier Kirchenheim heisen soll. Die Einwohner sind wohlhabende Leute, wozu vorzüglich eine Leinwand-Manufactnr vieles beyträgt; denn viele arme Leute spinnen Flachs, andere nähren sich mit Bleichen, andere mit Weben, und wieder andere mit Tagelohn gehen. Dadurch kommt nun viel Geld in den Flecken, so daß dann auch die Landwirthe, welche Ackerbau und Viehzucht treiben, ihre Sachen gut verkaufen können.

An einem schönen Abend, als die dunkeln Schatten schon die Häuser des Fleckens bedeckten, der Messinge Kirchthurm-Knopf, noch eben wie ein Stern flimmerte, und die Schatten des blauen Berges gegen Abend, die lezten Sonnenstrahlen den Wald hinan jagten, hielten die zween Bleicher, Johann und Thomas während dem sie das Garn von der Bleiche aufnahmen, folgendes Gespräch:

Thomas. — Nein! — Gott bewahre und behüte ein jedes frommes Mutter-Kind für einem solchen Tod!

Johann. Du meinst wohl den reichen Pfifferling — Jnu! — für einem solchen Tod ist wohl ein jedes frommes Mutter-Kind sicher.

Thom. Ja so! — da hast du recht! — aber sag mir doch in aller Welt, ist es nicht schrecklich so zu sterben! — was hilft nun die arme Seele aller Reichthum?

Joh. Da hast du wohl recht! — aber sag mir doch, wie wars denn eigentlich mit seinem Tod? — ich hab davon sprechen hören, aber den rechten Grund weis ich noch nicht.

Thom. Den rechten Grund kann ich dir sagen, denn ich war dabey. Nein! das vergeß ich in meinem Leben nicht, wenn ich nur dran denke, so gehts mir durch Mark und Bein.

Joh. Nun so sag doch, wie wars denn eigentlich?

Thom. Du weißt daß der reiche Pfifferling lang kränklich war; endlich kam's denn zur Wassersucht, und vollends — so wie der Doctor sagt — auch zur Brustwassersucht; da konnte nun der arme Mensch nicht leben und nicht sterben; immer muste er im Stuhl sitzen, und die Fenster musten offen stehn, und doch konnt' er keinen Odem bekommen — das war denn eine Angst die war schrecklich, und dann war er so ärgerlich, so krittelich, daß es ihm niemand recht machen konnte: immer glaubte er noch, er würde wieder aufkommen; und als ihm der Doctor sagte: er sollte sich nicht zu vest darauf verlaßen, denn es könnte auch

gar

gar leicht anders kommen, so fluchte er fürchterlich, und jagte ihn fort mit den Worten: er sollte ihm nie vors Gesicht kommen; er verstünde nichts, er bekäme keinen Heller von ihm, und was er alles weiter sagte. Du weißt, wie fleißig unser alter Herr Pfarrer die Kranken besuchte; allein nun kann er auch nicht mehr von Platz kommen — der stirbt einmal auf eine andere Art wie Pfifferling.

Joh. Das glaub ich! — kam denn sein Herr Sohn, der Candidat nicht dahin?

Thom. Ey ja! er kam freylich, aber der glaubt ja — so wie die Leute sagen — nicht an den Herrn Christus und dann sagt er auch, das Krankenbesuchen helfe nichts.

Joh. Nu — das ist mir ein schöner Pfarrer, der! — aber was machte der Einfalts-Pinsel da?

Thom. J. Nu! — da saß er, wie ein Schulknabe, wenn der Schulmeister bös ist; dann fieng er an ihn zu trösten, und ihm vorzuschwatzen, das bringe die Krankheit so mit sich, jedes Uebel nähme endlich ein Ende, und was er alles weiter sagte. Endlich riß dem Kranken die Gedult aus, er brüllte ihm heischer entgegen: ob er Rath wisse, wie der Teufel seelig werden könnte? — und als der Candidat für Schrecken nichts antwortete, so jagte er ihn auch fort.

Joh. Aber für einmal Thomas! wenn unser alter Pfarrer da gewesen wäre — wahrhaftig! der Mann hätte noch gerettet werden können — er wär wenigstens als ein busfertiger Schächer gestorben. Wäre dem armen Pfifferling da nur

so einfältig vorgestellt worden, daß auch der größte Sünder noch seelig werden könnte, wenn er sich mit recht herzlicher Buße zum Herrn Jesus wendete, vielleicht hätte er sich noch bekehrt.

Thom. Das hab ich ihm gesagt, aber er wendete den Kopf weg, und antwortete: das geht mich nichts an! freylich! unser alter Herr Pfarrer hätte es besser sagen können als ich.

Joh. Nun wie giengs denn weiter?

Thom. Seine Frau, die Tochter, der Knecht und die Magd durften ihn endlich nicht mehr vor das Gesicht kommen, sie saßen unten in der Stube in einem Eck beysammen, wie Schaafe bey einem fürchterlichen Donnerwetter, sie weinten still, und sagten kein Wort. Der Friedrich durfte gar nicht vor seine Augen kommen, den konnte er schon in gesunden Tagen nicht leiden, weil er arm ist, und seine Tochter doch nicht von ihm ablaßen will. Dieser saß unten bey den Weibsleuten, und tröstete sie so gut er konnte.

Joh. Ach Gott! das war ein schweres Stück Arbeit: denn Mutter und Tochter sind beyde Gottesfürchtig, und da kann man denken wie's jemand zu Muth ist, der Mann und Vater im Rachen der Höllen sieht.

Thom. Ja wohl! die beyden Weibspersonen waren wie halb tod, sie konnten nur still weinen; wenn von Bäten die Rede war, so sagte die Mutter, oder auch die Tochter, sie hätten sich oft auf den Boden hingestreckt, und Gott um Barmherzigkeit für ihn angerufen, aber dann wärs gerad, als

als wenn ihnen alle Gedanken vergiengen, und als wenn der Himmel mit Brettern vernagelt wär, kein Gebet dringe hinauf oder hindurch.

Joh. Entsezlich! Entsezlich! nun wie giengs weiter?

Thom. Wir Nachbarn machten es nun unter einander aus, daß wir abwechselnd Tag und Nacht bey ihm bleiben wollten; es dauerte aber nun nicht lange mehr. Ach Gott welche Stunden waren das! — er verfluchte den Tag seiner Geburt — und seine Eltern, er lästerte Gott — und dann sank er wieder in einen Schlummer. Endlich kam dann der schreckliche Augenblick — er sahe starr vor sich hin, seine Mine war fürchterlich. Dort kommen sie! rief er wütend — Ach ihr Leute! sie kommen! — die ganze Hölle kommt! — Die Haare sträubten sich, er hub sich auf, stieß mit Händen und Füßen von sich, erstickte, und wurde schwarzblau. Johann und Thomas weinten nun eine Weile, ehe sie wieder reden konnten, dann fuhr Thomas wieder fort: es war uns allen schrecklich zu Muth, vielleicht so, wie es uns einst am jüngsten Tag seyn wird. Wir stunden da, wie arme Sünder, vor Gottes Gericht; unser waren drey, ich, und der Schneider Jacob, und dann der Schmid Peter, endlich fielen wir uns alle um den Hals, weinten laut und dann schwuren wir alle drey einen theuern Eyd vor Gott, daß wir durch Gottes Beystand nun fromme Christen werden wollten.

Joh. Ja warlich! das war auch das Beste, war ihr thun konntet; dieser Tod hat unsern ganzen Flecken, ich möchte fast sagen — bekehrt! —

Thom. Ja wenns nur Stand hielt! — aber da könnte nun der Herr Candidat etwas Rechts ausrichten, wenn er das nun jezt so recht benuzte — auf der Canzel wohl nicht, um der Verwandten willen, aber sonst so im Umgang — allein weist du was er sagt?

Joh. Ich kanns wohl denken! — nun was sagt er denn?

Thom. Er sagt: das wär so ganz natürlich! — die Krankheit bringe schreckliche Beängstigungen, und dann sey das blos Einbildung mit den Teufeln und der Hölle, und alle die die Brustwassersucht hätten, erstickten, und würden dann schwarzblau; man sollte doch daraus nicht so ein Wesen machen, es bestärke ja blos im Aberglauben, und was er alles weiter faselte. —

Joh. Nun dazu brauchen wir eben keinen Candidaten der uns das sagt, wer nur je Wassersüchtige gesehen hat, der weiß das; meine seelige Baase starb auch an dieser Krankheit, auch die war schrecklich beängstigt, auch die erstickte und wurde schwarz, aber wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, sie rief: Herr Jesus erbarm dich mein! — Ach erlöse mich aus diesem Jammer! — und als sie starb, rief sie: Herr Jesus ich komme, nimm meine Seele zu dir! — und bey all der schrecklichen Angst, sahe sie doch aus wie ein Engel. Es ist auch nicht immer dar-

auf

auf zu gehen: viele fromme Leute können auch sehr ängstlich im Tode seyn, und auch wohl glauben den Satan zu sehn, als ob er sie verschlingen wolle, und werden doch seelig, aber rasen, fluchen, lästern und dann so sterben, das ist doch ganz was anders, und darauf sollte der Canditat die Leute aufmerksam machen. Weißt Du, wie mir das Ding vorkommt? — Sieh! daß ist eben wie in unserer Kirche, Du weißt das Gemälde, wo der Satan Christum versucht — doch nein! — ich kann Dirs noch deutlicher machen: Siehstu! stell dir vor, da hiengen zwey Gemälde, eins wär ein Engel, und das andere ein böser Geist, an beyden wären einerley Farben, und nun stellte sich der Canditat hin und sagte: Nun ihr Leute seyd doch nicht närrisch, die Farben sind ja ganz natürlich am einen wie am andern, beyde Bilder sind ja ganz einerley. Was braucht ihr euch für der Gestalt zu entsetzen? Verstehst Du mich auch Thomas! — wie ichs so recht meyne?

Thom. Ja freylich versteh ich Dich! — mir fällt da Christus am Kreuz zwischen den Mördern ein, alle drey leiden einerley Quaal aber welch ein Unterschied im Betragen?

Joh. Richtig! Deins paßt besser als Meins. Aber was ists denn doch eigentlich, das man dem Pfifferling zur Last legt; Du weißt, daß ich erst seit einigen Jahren hier bin, und so lang er lebte scheute man sich viel von ihm zu reden, er war reich, mächtig und rachsichtig.

Thom. Ich hab ihn von Kind auf gekannt, und mein seliger Vater war mit ihm gleiches Alters; der hat uns Kindern so im Vertrauen manchmal von ihm erzählt, um uns einen Abscheu an solchen Dingen einzuprägen; Pfifferling war von Jugend auf, ein gescheider Kerl gewesen; da er nun ganz und gar kein Vermögen hatte, (denn seine Eltern hatten Banckerutt gemacht, als er noch jung war —) so legte er sich auf allerhand Kniffe, um ohne Mühe und Arbeit Geld zu gewinnen, bald handelte er mit Vieh, dann mit Pferden, und wo er ungestraft dazu kommen konnte zu betriegen, da ließ ers nicht. Als nun der siebenjährige Krieg angieng, so legte er sich aufs Marketendern; man lernte ihn als einen schlauen Menschen kennen, und brauchte ihn zu allen wo List nöthig war. Endlich wurde er gar Kriegs-Commissair, und nun gieng erst seine Ernde an. Auch sagte man sich ins Ohr, er sey einmal mit einer Kriegscasse durchgegangen.

Als es endlich Friede wurde, so kam er wieder her nach Kirchenheim, miethete sich ein Haus, und fieng nun eine Handlung an; allein das wollte nicht gehn: denn er verstunde die rechte Handlung nicht, sondern nur das Schachern und Betriegen, daher verlehnte er nun das Geld an die Bauersleute, und ließ sich ihre Güter verschreiben. Nun schein er gar barmherzig: wenn die Leute keine Intresse brachten, so mahnte er sie nicht, und wenn sie sie brachten, so sagte er: Ihr guten Leute! warum thut ihr euch so weh? behaltet doch das Geld,

ich brauch es ja nicht! — Dies trieb er so lang, bis Capital und Interesse hoch genug gestiegen waren, dann mahnte er die Leute um beydes, und wenn sie dann kein Geld schaften, so jagte er sie vom Hauß und Hof, und nahm ihnen die Güter weg.

Joh. Lieber Gott! welch ein abscheulicher Mensch.

Thom. Lieber Johann! das Meisterstück der Bosheit kommt noch; einen falschen Eyd zu schwören, das war ihm eine Kleinigkeit, nur hütete er sich, daß mans ihm nicht beweisen konnte; aber eben die falschen Eyde machten ihm auch in seiner Krankheit am mehresten zu schaffen. Ich weiß nicht ob es Dir bekannt ist, daß unser Herr, der Herr Friedenhold, ihn einmal besucht hat; er hatte wegen einer andern Sache mit ihm zu reden, und wie er denn nun wie alle Welt weiß, ein Engel Gottes in menschlicher Gestalt ist, so suchte er auch mit Gelegenheit an sein Herz zu kommen; aber so bald das Pfifferling nur merkte, fuhr er auf, sahe Herrn Friedenhold schrecklich an, und brüllte ihm entgegen: ich stehe am Thor der Höllen, und weiß aufs allergewisseste, daß der, der einen falschen Eyd geschworen hat, nie Gnade zu hoffen hat. Herr Friedenhold redete ihm zu, und sagte: Wenn aber der, der einen falschen Eyd geschworen hat, das was er dadurch geschadet hat, wieder ersezt, und der Obrigkeit feyerlich erklärt, er habe falsch geschworen, und dann herzliche Buße thut, so kann er doch noch

wie-

wie ein Brand aus dem Feuer gerettet werden? Darauf brüllte Pfifferling: Ja! — wenn er aber das nun nicht will? — jezt schwieg unser Herr, und gieng fort.

Joh. Erschrecklich! Erschrecklich! aber Du sagest noch von einem Meisterstück der Bosheit, was war das?

Thom. Das will ich Dir nun auch erzählen. Das Haus worinn er gewohnt hat, und gestorben ist, und das Gut welches er viele Jahre besessen hat, gehörte einem Weisgerber Henkelmann; dieser Mann war immer kränklich und seine Frau nie gesund; sie hatten zwey Kinder zusammen gezeugt, zween Söhne, die beyde auch ihres Vaters Handwerk gelernt hatten, und ihm auch halfen; allein bei allem war kein rechter Seegen, der Mann hatte kein Geld, folglich konnte er auch keinen Verlag thun, und so gieng es immermehr hinter sich. Pfifferling gab ihm oft gute Wort, und bot ihm so viel Geld an, als er nur wollte, allein Henkelmann wehrte sich so lang, bis es endlich so weit kam, daß die Creditoren auf den Concours drungen, jezt gelung es Pfifferlingen sein Geld anzubringen, er gab das Geld her und ließ sich nun Haus und Hof verschreiben.

Die Furcht für Pfifferling mochte nun wohl den Henkelmann fleißiger und vorsichtiger machen; er strengte alle seine Kräfte an; seine Söhne thaten auch ihr Bestes und so kamen die guten Leute vorwärts, und wie alle Welt sagt und glaubt, so trugen sie nach und nach ihre Schulden ab;

endlich

endlich mochten sie auch noch etwas dazu gelehnt haben, so daß sie nun dem Pfifferling nichts mehr schuldig waren.

Indessen starb Henkelmanns Frau, auch er wurde von Tag zu Tag schlechter. Pfifferling besuchte ihn oft freundschaftlich und endlich starb denn auch Henkelmann an der Zehrung. Jezt wollten nun die Söhne theilen, und ihre Sachen in Ordnung bringen, allein wie erschracken sie, als nun Pfifferling das ganze ehmalige Capital nebst den Intressen forderte. — Sie glaubten ihn bald zu überzeugen, sie liefen zu des Vaters Schranck um die Quittungen zu holen, allein da war keine einzige zu finden, und eben so wenig die zurückgegebene Obligation, — jezt war guter Rath theuer, sie liefen zu geschickten Advocaten, sie baten, sie flehten, aber alles half nichts, sie hatten kein einziges Mittel die Bezahlung zu beweisen, als daß sie oft von ihren Eltern gehört hatten, es sey alles bezahlt! — Indessen suchten sie alles hervor was sie konnten, um ihre Sache zu beweisen, es wurden Zeugen abgehört, allein kein Beweiß war hinreichend, endlich kam es dann zum Eyd, den Pfifferling ruhig schwur, und darauf wurde ihm dann Haus und Hof zuerkannt; seiner Angabe nach hätten ihm die Söhne noch ein paar hundert Thaler bezalen müßen, allein er war so barmherzig, daß er sie ihnen schenckte. Dies ärgerte den ältesten Henkelmann so sehr, daß er eine hizzige Krankheit bekam und starb, und der Jüngste gieng in die Fremde; nach etlichen Jahren kam er wieder, und

heurathete zu Aschenborn ein braves Mädchen, mit der er auch verschiedene Kinder hat, aber es soll ihm gar kümmerlich gehen. Siehe; das ist so das Hauptsächlichste von Pfifferlings Geschichte.

Joh. Gott bewahre doch jeden Menschen für einem solchen Leben, was hilfts ihm nun? — aber hör! ist denn der Friedrich würklich mit der Tochter versprochen?

Thom. Ja! sie sind schon über Jahr und Tag versprochen, und die Mutter ist auch wohl damit zufrieden: denn Friedrich ist ein frommer braver Mensch — Du weist, wer bey unsern Herrn Friedenhold auf dem Comtoir ist, der wird fromm und gut, wenn er es auch vorher nicht war — freylich hat er gar kein Vermögen: denn ein Pfarrer auf dem Land bringt selten etwas vor sich. Und dann konnte auch Pfifferling kein frommes Gesicht leiden.

Joh. Ich kann nicht begreifen, wie ein braves Mädchen einen solchen Menschen wie Pfifferling war, heurathen kann! —

Thom. Ihr Vater prügelte sie so lang, bis sie Ja sagte. —

Joh. Ja so!

So weit waren die beyde in ihrer Erzählung gekommen, als sich ihnen Herr Friedenhold nahte, und sagte: Kinder! macht nun, daß das Garn in die Lauge kommt, es ist hohe Zeit. Dies machte dem Gespräch ein Ende, und die beyden braven Männer befolgten den, ihnen gegebenen Befehl.

Frieden-

Friedenhold war, wie meine Leser schon im vorhergehenden werden bemerkt haben, ein fabrizirender Kaufmann, der eine grose Leinwandfabbricke hatte, und viele Menschen ernährte; er war nie verheurathet gewesen, seine Schwester besorgte seine Haushaltung, und er mit etlichen Comtoirbedienten, unter denen Friedrich, eines braven aber schon längst verstorbenen Landpredigers Sohn, der ältste und vornehmste war, die grose und weitläuftige Fabricke und Handlung.

Des Abends nach dem Nachtessen, ließ Herr Friedenhold den Herrn Friedrich (dies war sein Zunahme, mit dem Vornahmen hieß er Theodor) in sein Cabinet kommen, ließ ihn zu sich auf das Sofa sitzen und nun begann folgendes Gespräch:

Friedenhold. Sagen Sie mir, lieber Friedrich! die reine Wahrheit, haben Sie der Jungfer Pfifferling Hofnung zur Heurath gemacht?

Friedrich. Ich hab Ihr nicht allein Hofnung gemacht, sondern ich hab mich auch mit ihr versprochen.

Friedenh. Was hatten Sie denn für eine Absicht bey dieser Heurath? — war es das Mädchen oder das Geld?

Friedr. Das Mädchen war meine Haupt-Absicht, ich lernte sie auf einem Spaziergang kennen, nachher fand ich immer mehr, daß sie eine recht Gottesfürchtige, christliche und tugendsame Frauensperson, und ihrer Mutter Ebenbild ist. Freylich kam nun auch die Vorstellung dazu, daß ich, als ein Mensch ohne Vermögen durch sie ver-

sorgt werden könnte; dies war aber in der That nur Nebensache.

Friedenh. Wusten Sie aber auch wie Pfifferlings Vermögen erworben ist? — und wissen Sie es jezt? — hat es Ihnen seine schreckliche Krankheit, und sein schrecklicher Tod nicht laut in die Ohren gedonnert?

Friedr. Um Gotteswillen, Herr Friedenhold! sie zerreissen mir das Herz! — Ja! etwas wuste ich davon, aber so wuste ich es nicht, wie ich es nun erfahren habe.

Friedenh. Daß Sie das Mädchen nun heurathen müßen, das versteht sich; aber denken Sie anch wohl an den noch immer geltenden und in tausend mahl tausend Fällen bewahrheiteten Spruch des Jehovah: — Ich will der Väter Missethat an den Kindern heimsuchen bis ins dritte und vierte Glied? — dieser Fluch geht eigentlich auf die irdischen Güter: denn im geistlichen Verstand sollen die Kinder der Väter Sünde nicht tragen.

Friedr. Mein Gott! Mein Gott! kein Mensch kann mir nach empfinden, wie mir seit dem schrecklichen Tod zu Muth ist. Ich hab die Rosalie so lieb wie mein eigenes Leben, aber ich bin in einer solchen Angst und Furcht für dem erzörnten göttlichen Richter, daß ich ihm jezt auf der Stelle alles aufopfern könnte wenn es seyn müßte.

Friedenh. Bey Leibe kein solches Opfer! — es ist ihre höchste Pflicht die Rosalie nun zu heurathen. — Die beyden armen verscheuchten

Schaafe

Schaafe, Mutter und Tochter bedörfen eine tröstende Stütze durch dieses Leben, an der sie hinwanken bis zum Ziel: denn sie können doch nicht wieder eine rechte frohe Stunde haben; ihnen ist also immerwährender tröstender Zuspruch durchaus nöthig: und den können Sie ihnen gewähren; aber dennoch ist hier ein Opfer — ein groses Opfer nöthig; und ich möchte so gern daß Sie Ihre Pflichten alle selbst wüsten, und erkennten, ohne daß ich nöthig hätte, sie ihnen zu sagen: Ich will der Väter Missethat an den Kindern heimsuchen bis ins dritte und vierte Glied — wie können Sie diesem Fluch entgehen?

Friedr. Ich denke, wenn ich an des Vaters Missethat keinen Theil nehme. —

Friedenh. Richtig! — Und —

Friedrich. Ach! jezt geht mir ein Licht auf; und des Vaters Missethaten so vollkommen wieder gut mache als es in meinem Vermögen steht. — Lieber Gott! welch ein Stern des hohen götlichen Friedens durchfluthet mein ganzes Wesen — jezt sagen Sie mir ja kein Wort mehr, Sie sollen vollkommen mit mir zufrieden seyn — Gott welch ein Gedanke? — ich darfs kaum wagen, ihn auszusprechen i — Sollte nicht das Schicksal des armen Sünders in der Ewigkeit dadurch erleuchtert werden können?

Friedenh. Ganz gewis! und zwar beträchtlich: denn alsdann hören ja alle die Seufzer, die Klagen und das Geschrey zu Gott um Rache über ihn auf. Und Sie, lieber Freund erwerben sich

dadurch einen unaussprechlichen Seegen: denn dadurch werden sie ein Sündentilger — und folglich Christo in seinem Hauptgeschäfte ähnlich. Wenn Sie dies Meisterstück gut, und ohne Eigendünkel ausführen, dann werden Sie dereinst Ihren Gnadenlohn nicht übersehn können.

Jezt herzte und küste Friedenhold den Friedrich, und entließ ihn dann mit vielen Seegenswünschen. Friedrich war wie neugebohren, aller Kummer verschwand, nur ein einziger trüber Gedanke stieg in seiner Seele auf, nämlich ob auch wohl Rosalie und ihre Mutter in seinen Plan einwilligen würden? — er warf sich daher auf sein Angesicht vor Gott, und betete inbrünstig, daß Er doch die Herzen dieser beyden lieben Menschen so lenken wollte, daß sie ihm in der Ausführung seines Vorsatzes nicht hinderlich seyn möchten. Er fühlte sich innig beruhigt, und legte sich dann schlafen.

Des andern Tages, so bald er eine Stunde von seinen Geschäften abmüsigen konnte, eilte er zu den beyden tiefgebeugten Frauens-Personen, er fand sie wie im Jammer versunken, sie sassen, dort in einer Ecke wie Menschen, denen die Sonne auf ewig untergegangen ist.

So wie der gute Friedrich hereintrat, und sie sein frohes Angesicht sahen, und seinen freundlichen Grus hörten, so erheiterten sie sich etwas, stunden auf und giengen ihm entgegen, sie wollten reden und konnten nicht; endlich fieng die Mutter an: Lieber Herr Friedrich, Sie sind jezt

noch

noch unser einziger Trost — Gott verbirgt sein väterliches Angesicht für uns! — Schimpf und Schande ist in der Welt unser Looß! — Man weißt mit Fingern auf uns, und geht uns von weitem schon aus dem Wege! — Wär mein Mann am Galgen gestorben, wir könnten nicht ärger beschimpft seyn, als jezt! — Ach Herr Friedrich verlaßen Sie uns nicht, halten sie meiner Tochter nur Ihr Versprechen! —

Friedr. Eben deswegen komm ich her, um Ihnen zu sagen, daß ich mein Versprechen nicht allein halten, sondern nun bald erfüllen will. Aber setzen Sie sich beyde, ich hab Sachen von der äussersten Wichtigkeit mit Ihnen zu reden (alle drey setzten sich) es giebt ein Mittel — freylich! ein schweres Mittel, wodurch Sie Gottes väterliche Huld wieder vollkommen erlangen können — doch was sag' ich? die hatten Sie ja nie verlohren, sondern Ihr Kummer verdunkelte Ihnen Gottes väterliches Antliz, wie eine Wolke die Sonne — Ja es giebt ein gewisses Mittel, wodurch nicht allein Ihre unverdiente Schmach von Ihnen genommen wird, sondern wodurch Sie den höchsten Grad der Liebe und Hochachtung aller Menschen erwerben können — ein Mittel — welches den armen Verstorbenen in hohem Grad beruhigen kann! — und gewiß beruhigen wird.

Mutter und Tochter rungen die Hände, weinten und schluchzten laut — und dann fieng die Mutter an: es fängt mir an, ein Licht aufzugehen! — mir auch! sezte Rosalie hinzu: Lieber,

 lieber

lieber Freund! fuhr die Mutter fort, wir beyde, ich und meine Tochter sind zu allem bereit, so bald Sie es sind — ich hab schon lang den Vorsaz gefaßt, nach meines Mannes Tod, Alles — Alles, so gar mein eingebrachtes Vermögen an die Obrigkeit zu übergeben, damit sie so viel wie möglich die armen Leute, die um das ihrige gekommen sind, damit befriedigen könne; aber mir war bange, Sie möchten dann meiner armen Rosalien nicht Wort halten können, weil sie dann keinen Heller mehr im Vermögen hat.

Friedr. Lieber Gott! wie gütig bist du? und ich komme eben deswegen her um Ihnen zu sagen: Daß ich Rosalien mein Versprechen nicht halten könnte; so lange sie noch einen Heller im Vermögen hat.

Den Übergang aus dem tiefsten Kummer zur höchsten Freude, der hier vorgieng, kann keine Feder beschreiben; Mutter und Tochter fielen ihm um den Hals, und betheuerten beyde, daß sie gerne mit ihrer Hände Arbeit sich nährten und mit Wasser und Brod, und schlechten Kleidern vorlieb nehmen wollten, wenn das Meer von Ungerechtigkeiten nur einigermaßen dadurch erschöpft und ausgetrocknet werden könnte.

Friedrich beruhigte sie, und sagte: Ja! so viel nur in Menschenkräften steht, soll alles wieder gut gemacht, und dadurch auch die arme Seele beruhigt werden. Aber Sie Frau Mutter! brauchen doch ihr Vermögen nicht aufzuopfern! — Freund! versezte die ehrwürdige Frau, ich habe

sechs

sechs und zwanzig Jahr am Tisch der Ungerechtigkeit gegessen, ich muß von der ganzen Zeit die ich im Ehestand gelebt habe, Kostgeld bezahlen, und dann ist ja auch mein Vermögen zu lauter Betrug und Ungerechtigkeit verwendet worden, kurz und gut! ich und meine Tochter wollen nur so viel behalten, als zur nothdürftigsten Kleidung erforderlich ist, alles übrige, Hausrath und alles bleibt hier.

Friedr. Nun Gott Lob und Dank! jezt laßen Sie mich nur machen, Sie sollen Wunder sehn! — Gott wird uns nicht verlassen, wir wollen Ihm nur trauen, Er wird uns Mittel an die Hand geben, wodurch wir uns ehrlich nähren können.

Jezt untersuchte nun Friedrich die ganze Sache; er fand daß Pfifferling hundert und dreisig tausend Gulden blos an Capitalien, theils in Banken, theils auf Obligationen, und theils auch bey grosen Herrn ausstehen hatte; dann fand er einen Coffre voller alten Louisd'or, und dann auch eine Menge Briefschaften, die ihm in allen Stücken den Weg zeigten, wo er etwas gut zu machen habe. — Aber er fand auch Gräuel, wofür ihm das Herz im Leibe bebte. Jezt wurde nun vorerst die Heurath beschlossen und ausgeführt: Friedrich blieb auf dem Comtoir, und seine Frau und Schwiegermutter im Pfifferlingschen Haus, bis zur ausgemachten Sache.

Zu Kirschenheim giengs, wie es in aller Welt zu gehen pflegt: der ganze Flecken war voll Geschwäz über Pfifferlings Tod — der eine hatte ihn schon in Gestalt eines Wolfs mit glüenden Augen,

des Nachts um 12 Uhr im Garten gesehen, der andere hatte ihn rabenschwarz des Nachts auf seinem Acker gesehen, wie er da um die Mahlsteine herum schlich; und die Weiber konnten des Schwazens über Friedrichs Heurath mit Rosalien nicht satt werden; dann sagte die Eine: nun da kriegt der Friedrich eine reiche Frau, er thut auch wohl dran, da er selber nichts hat — man sieht doch, die Frommen freyen doch auch nach Geld — sie wissen auch wohl, wozu es gut ist — andern können sie gut vorpredigen, man solle sich aus der Welt nichts machen, Geld und gut mache es nicht aus, aber da sieht mans! — Schweig doch still, Catharine! antwortete die andere, das Ding versteht unser Eins nicht; siehstu! der Friedrich fängt nun eine Handlung mit dem Geld an, und giebt dann den armen Leuten etwas zu verdienen, so wie Herr Friedenhold — Ach du liebe Zeit! — Ja! — wenn unser Eins so viel hätte, so könnte mans auch — die leben doch herrlich und im Uiberfluß, die haben gut wohlthätig seyn u. s. w.

Friedrich hörte das alles ganz gleichgültig an, und suchte in Geheim alles so einzurichten, daß kein Mensch etwas merkte. Als er nun mit seiner Vorbereitung fertig war, so schickte er einen Boten nach Aschenborn mit einem Brief, an den Weisgerber Henkelmann, worinn er ihn dringend bat, nächsten Sonntag mit seiner Frau und allen seinen Kindern zu ihm zu kommen. Henkelmann wuste nicht was er sagen und denken sollte; oft fiel ihm ein, der fromme brave Friedrich wolle

le ihn vielleicht mit etwas Geld unterstützen, weil ihm doch seines Schwiegervaters Ungerechtigkeit bekannt seyn müste; dann aber dachte er auch wieder — Ach so gut sind auch die frommen Leute nicht. Endlich dachte er, es sey besser er warte es ab, und gehe des Sonntags Morgens hin; denn er war auf den Vormittag bestellt.

Voller Erwartung trat also den nächsten Sonntag, der gute Henkelmann mit seiner Frauen und vier Kindern zu Friedrichs Stube herein, alle waren sehr ärmlich, aber doch reinlich gekleidet. Friedrich, seine Frau, und seine Schwiegermutter waren alle drey so bewegt, daß sie sich der lauten Thränen nicht enthalten konnten. Sezt euch Ihr Lieben! stammelte Friedrich weinend — sie sezten sich alle und wusten nicht was sie sagen und denken sollten. Die Frau Pfifferling und ihre Tochter die Frau Friedrich, wusten noch kein Wort von dem, was Friedrich vor hatte.

Als sich nun Friedrich gefaßt hatte, so fieng er an.

Lieber Freund Henkelmann! ich hab Euch mit Frau und Kinder zu mir kommen laßen, um Euch den Schaden zu ersetzen, den Ihr durch meinen Schwiegervater gelitten habt. Hier (er reichte ihm ein Papier hin) hier findet Ihr unser dreyer, meiner Schwiegermutter, meiner Frauen und meine Uibertrags-Schrift, worinnen Euch dieses Haus, nebst dem Gut, so wie es Euer seeliger Vater besessen hat, wieder übergeben wird; es gehört Euch von Gottes und Rechts wegen zu,

und es ist mit allen Verbesserungen die darauf geschehen sind, von dieser Stunde an Euer Eigenthum.

Henkelmann und seine Frau verstummten, wurden blaß, und starrten bald den Friedrich, bald die Frauen an — endlich ermannte sich der gute Mensch, und sagte, mit Thränen in den Augen, und gebrochenen Worten; O Ihr Engel Gottes! — ist es möglich? — träume ich nicht?

Friedr. Nein Freund! Ihr träumt nicht! nehmt mir nur das Papier ab!

Henkelmann. Nun in Gottes Namen! — aber wo soll ich nur Worte hernehmen, Ihnen gnug zu danken?

Friedr. Von danken ist hier, warlich! die Rede nicht, sondern davon ist die Rede, Euch Lieben! um Verzeihung zu bitten, daß Euch durch unsern Vater so unrecht geschehen ist. Jezt bitten wir Euch hier vor Gottes Angesicht, nun ferner der armen Seele, die vor Gottes Gericht steht, nichts mehr zu Last zu legen, sondern ihr alles so vollkommen zu verzeihen, als wenn Euch nie Unrecht geschehen wäre!

Henkelmann und seine Frau zugleich. O Gott von Herzen! Gott mache ihn seelig um Jesu Christi willen!

Alles weinte laut — solcher Auftritte giebt es nicht viel in der Welt — die Kinder, von denen das älteste ein Sohn von 13 Jahren, und das jüngste ein Mädchen von sechs Jahren war — begonnten zu merken, was vorgieng; sie begrif-

fen

fen es so halb und halb — sie lachten, hüpften, und die Aeltsten hatten auch Thränen in den Augen.

Als nun dieser erste Sturm vorüber war, so bereitete Friedrich auch den zweyten: Freund Henkelmann! fieng er an, wir sind aber noch nicht fertig, mein Schwiegervater hat das Gut 20 Jahr besessen, ohne daß er Recht dazu hatte: er muß also auch von zwanzig Jahren die Pacht bezahlen! und die beträgt Jährlich 600 Gulden, folglich gebe ich Euch hier eine Schuldverschreibung, worinnen ich Euch die Summe von 12000 Gulden zusichere. Ich wollte Euch von Herzen gerne, alsofort die ganze Summe ausbezahlen, sie liegt droben bereit, allein da Ihr so vieles Geld nicht gewohnt seyd, so fürchte ich, es möchte Euch durch die Finger gehen, und ihr möchtet es nicht recht anlegen; Ihr seyd ein Weisgerber. Ihr müßt nun mit dem Geld eine Weisgerberey ins Grose anlegen, damit Ihr nun etwas vor Euch bringt, und auch andern armen Leuten Brod geben könnt.

Daß Henkelmann nun seine Frau für Freude, Verwunderung und Dank gegen Gott nicht ohnmächtig wurden, das war ein Wunder; sie liefen in der Stuben herum, schlugen die Hände zusammen, dankten Gott laut, küßten dem Friedrich, und den beyden Frauenzimmern die Hände, und dann küßten sie sich und ihre Kinder; endlich rief Henkelmanns Frau laut, und schlug dabey die Hände über dem Kopf zusammen? Groser Gott!

ver-

vergieb, vergieb, den armen Pfifferling in der Ewigkeit: denn durch ihn sind wir glücklicher geworden, als wirs hätten hoffen können. Henkelmann fügte hinzu; Ja warlich: er war das Mittel, daß wir Gott kennen und Ihm vertrauen lernten, und nun werden wir auch durch ihn wieder reichlich belohnt.

Die seelige Beruhigung, den hohen göttlichen Frieden, den hier Friedrich und die beyden Frauenzimmer empfanden, kann keine Feder beschreiben; ihre Angesichter glänzten für Freude, und ihre Augen von Thränen der Wonne. O ihr lieben Leser alle! glaubt nur gewis, daß solche Freuden alle sinnliche Belustigungen übertreffen; was ist Tanz und Spiel, was sind Schauspiele und Eß- und Trinkgelage gegen diesen Vorgeschmack des Himmels? — und doch that hier Friedrich noch nichts besonders; — alles was er that, war seine gröste Schuldigkeit: denn er konnte ja das Gut nicht behalten, ohne zugleich seines Schwiegervaters Raub und Diebstahl zu billigen und daran Theil zu nehmen.

Aber jezt war Friedrich noch nicht fertig: so bald also dieser zweyte Sturm auch vorbey war, nahm er den Henkelmann bey der Hand, und sagte: nun kommt alle mit mir, alles folgte ihm; — jezt führte er nun die Leute in den Keller, wo er ihnen allen Wein, und Eß- und Trinkvorrath zeigte; dann gieng er mit Ihnen von Stube zu Stube, und von Kammer zu Kammer, wo er über-

all

all alle Schränke, Kisten und Kasten aufschloß, und ihnen alles zeigte.

Darauf folgte der Stall mit dem Vieh und dann die Scheuern mit dem Futter- und Getraide-Vorrath; nachdem das alles besehen war, so führte er das Henkelmannische Ehepaar, nebst den Kindern in die Stube, wo nun das Mittags-Essen bereitet war; hier speisten nun alle zusammen, und als das geschehen war: so zog Friedrich wieder ein Papier heraus, reichte es dem Henkelmann hin, und sagte: Hier Freund! hier ist das Inventarium von allen was Ihr gesehen habt, — jezt fiel ihm Henkelmann ins Wort, und rief: Nein! Herr Friedrich nimmermehr! es ist nun gnug, ich will eben so wenig etwas haben, das nicht mein gehört, als Sie! — Friedrich fuhr ruhig fort: Laßt mich ausreden, ich weiß was ich thue, und wie weit ich gehen muß, wenn ich ruhig leben und sterben soll. — Alles was ihr gesehen habt, und noch mehr als das, ist da im Inventarium enthalten; es ist Euer. —

Henkelmann: Nein! es ist nicht mein: denn Sie haben ja von 20 Jahren her den Pacht bezahlt.

Friedrich. Still! Freund! habt Ihr denn alle die 20 Jahr durch, jedes Jahr Eure 600 Gulden erhalten? — oder habt Ihr Euch nicht vielmehr kümmerlich behelfen müßen? — meine gröste Schuldigkeit ist, auch von den Pachtgeldern, die mein Schwiegervater in seinen Nutzen verwendet hat, die Intressen zu bezalen. Ich hab nach-

gerech-

gerechnet, und gefunden, daß der Werth des Inventariums genau jene Intressen ausmacht. Daß Euer Bruder für Kummer gestorben ist, das kann ich Euch nicht ersetzen, das muß ich dem grosen Sündentilger auf Golgatha überlassen.

Henkelmann und seine Frau wusten nicht mehr was sie sagen und denken sollten. Endlich fieng er an und sagte: Maria! (so hieß seine Frau) und ihr meine Kinder! vergeßt diesen Tag in euerem ganzen Leben nicht, denkt immer daran, daß alles, was heut Herr Friedrich an uns gethan hat, blos dadurch geschieht, daß er fromm, daß er ein wahrer Christ ist; heut versprech ich dem lieben Gott, und unserm Erlöser, daß ich von nun an durch seine Gnade ganz ein anderer Mensch und auch ein wahrer Christ werden will — Frau und Kinder! ihr müßt mir das auch versprechen! mit Freuden und mit Thränen thaten sie es — und meine lieben Leser! — die guten Leute haben auch Wort gehalten.

Jezt folgte nun der lezte Auftritt: Friedrich rief nun auch das Gesinde herein, und sagte: Seht! dieser Mann und seine Frau sind nun euere Herrschaft, wenn Ihr ferner hier im Hauße bleiben wollt — ich brauche euch nun nicht mehr — die Leute sahen ihn starr an, aber es war nichts anders.

Jezt nahm nun Friedrich seine Schwiegermutter an den einen und seine Frau an den andern Arm, und führte sie in ein anders hübsches Bürgerhaus, wo er oben im zweyten Stock eine

kleine

kleine aber nette Wohnung gemiethet, und sie auch aus seinem eigenen Vermögen mit dem nöthigen Hausrath versehen hatte.

Kaum hatten die beyden Frauenzimmer das alles gesehen, so fielen sie beyde mit lautem Weinen Friedrich um den Hals — O lieber Sohn! fieng die Mutter an: welch einen seeligen Tag haben Sie uns heute bereitet! — Sie haben ein Meisterstück der Rechtschaffenheit gemacht; jezt ist all mein Kummer verschwunden, ist mirs doch als wenn ich im Himmel wär! — und mir auch! sezte Rosalie hinzu, wer einen solchen Mann hat wie ich, dem kann kein Creuz zu schwer fallen, ausser Eins, nämlich wenn er früh stirbt. —

Fragt Ihr mich liebe Leser! was denn nun der ganze Flecken, und insonderheit die Klatschweiber sagten: — so antworte ich — sie sagten überall nichts — denn es war ihnen unbegreiflich — und dann wißt Ihr ja wohl, daß man nichts sagt, wenn man nichts böses zu sagen weiß; denn seinem Nächsten etwas Uibels nachzusagen, wenn es auch nicht wahr ist, ist solcher Leute gröstes Vergnügen — ein Vergnügen das in jenem Leben schreckliche Quaalen nach sich ziehen wird.

Endlich fand denn doch des Steffens Ursel, daß der Friedrich eben nichts sonderliches gethan hätte: denn das alles war ja doch im Grund nicht sein, und dann behielt er ja noch viele Tausende übrig, wovon er reichlich leben konnte. Ihr werdet sehn, sezte die Ursel hinzu: welch ein schönes

Haus er nun bauen wird! — dies beruhigte nun die Leute, denn das leuchtete ihnen ein.

Friedrich kehrte sich an das alles nichts, sondern er fuhr im Stillen fort, alle diejenigen vollkommen zu befriedigen, die Pfifferling betrogen hatte; — dies begrif man, aber das konnte man nicht begreifen, daß nun die Frau Pfifferling und ihre Tochter, die Frau Friedrich anfienge für die Fabrike zu spinnen, für andere Leute für Lohn zu nähen zu waschen und zu bügeln. Ursel, Catharine, und Brigitte überlegten ganze Stunden wie das Ding zusammen hienge, allein sie brachten nichts heraus; endlich, wenn sie von einander giengen, so schnalzte Ursel mit den Fingern, und rief: ich glaub es ist lauter Grosthuerey! —

Als nun aber Friedrich anfieng ein groses Haus zu bauen, so beruhigte man sich, jezt wuste man seinen ganzen Plan, denn nun sahe jeder, daß er mit Pfifferlings Geld eine schöne grose Wohnung bauen, und dann eine Fabrike anlegen wollte — jedermann hielt das auch für vernünftig, nur das wollte niemanden in den Kopf, daß sich die Frauen mit ihrer Hände Arbeit ernährten. Endlich wollte ihnen niemand mehr zu arbeiten geben — man sagte ihnen, sie sollten sich doch schämen, daß sie der Welt einen solchen blauen Dunst vor die Augen machen wollten, da sie so reiche Leute wären — es gäb arme Leute, denen müste man etwas zu verdienen geben, ihnen nicht; und wenn sie denn so arm wären, so sollte

Friedrich das kostbare Bauen einstellen, und das Geld nicht so verschwenden.

Diese Schmach trugen die Frauen mit Geduld, und machten nun Schmuck-Arbeit für die Galanterie-Krämer.

Was sagte aber Friedenhold zu dem allen? — Antw. er machte es wie der liebe Gott, er schwieg mit innigem Wohlgefallen, und wartete den rechten Zeitpunct ab.

Wir wollen einsweilen den guten Friedrich bauen laßen, und ihn in seinem Vorhaben nicht stören, wir werden zu seiner Zeit wohl erfahren, was er damit vorhat.

*) Ich habe in dieser Erzählung hin und wieder eines Candidaten gedacht, der nach der neuen Art predigte und lehrte, und daher den Leuten nicht gefiel; er war sonst ein sehr braver und rechtschaffener junger Mann, der Sohn des Herrn Pfarrers Eberhard, der nun beynahe 50 Jahr zu Kirschenheim das Predigtamt treu und fleisig verwaltet hatte, nunmehro aber Alters und Schwächlichkeit halber nicht mehr ausgehen und predigen konnte. Er hatte seinen Sohn sehr christlich erzogen, und ihn selbst in allen nöthigen Vorkänntnißen unterrichtet; auf der Universität aber hatte er am Glauben Schifbruch gelitten, indem er durch die

*) Eine wichtige Anmerkung. Ich bitte alle meine Leser, dieses ganze Gespräch mit ernster Aufmerksamkeit zu lesen, und zu prüfen, und wem es in dieser höchstwichtigen Sache noch nicht gnugthut, mich mit Anstand und Würde, nur nicht mit Hohn und Machtsprüchen zu widerlegen.

Philosophie nun ein Zweifler geworden war. Der Vater merkte das zu seinem grösten Herzeleid, er ließ ihn ordiniren und für sich predigen, und unter brünstigem Gebet und Gottes Beystand hofte er ihn wieder auf den rechten Weg zu bringen.

Pfifferlings Tod und das Gespräch, welches in dem Flecken allgemein war, daß ihn der böse Feind gehohlt habe, und daß er nun nach dem Tod in schrecklicher Gestalt umhergieng, bewog den Candidaten Eberhard eine Predigt zu halten, worinn er beweisen wollte, daß es eigentlich keine böse Geister gebe, oder wenn es ihrer auch gebe, daß sie denn doch nicht auf der Erden wären, und nicht auf die Menschen würken könnten, und eben so wenig könnte der abgeschiedene Geist eines Menschen nach dem Tod erscheinen, das sey lauter Aberglauben, den man mit der Wurzel ausrotten müße, u. s. w.

Diese Predigt machte in der Gemeinde groses Aufsehen; die Kirchen-Aeltesten fanden für nöthig dem Candidaten darüber einen Verweiß zu geben, und man würde weiter gegangen seyn, wenn man nicht aus Liebe und Ehrfurcht gegen den Vater, den Sohn geschont hätte. Die ganze Sache bewog nun den Herrn Friedenhold einmal einen Versuch zu machen, ob er nicht durch vernünftige Vorstellungen bey dem Candidaten etwas ausrichten könne; er ließ ihn daher zum Essen bitten, und als das vorbey war, so fieng Friedenhold an: Herr Candidat; sie haben am lezten Sonntag eine Predigt gehalten, welche die Gemeinde sehr geär-

geärgert hat, hüten Sie sich doch dafür, es taugt weder für Sie noch für die Gemeine.

Der Cand. Aber Herr Friedenhold! sagen Sie mir doch aufrichtig, können Sie denn das billigen, daß man in den ganzen Flecken glaubt, Pfifferling sey vom bösen Geist geholt worden, und nun wandere er nach seinem Tod im Garten und auf dem Feld umher?

Friedenh. Wer wird das billigen? — ein wahrer Christ gewiß nicht! — es ist nur das die Frage, ob Sie gerade das rechte Mittel treffen, diesen Aberglauben auszurotten?

Der Cand. Mir dünkt doch, es wär am sichersten und vernünftigsten, die Leute über diesen Punct aufzuklären, und ihnen die reine Wahrheit, ohne allen orientalischen Schmuk, den doch die Bibel unstreitig hat, vorzutragen: denn wenn sie einmal überzeugt sind, daß es keinen Teufel giebt, so holt er auch niemand mehr, und wenn sie über die Natur der menschlichen Seelen richtig belehrt sind, so können sie auch unmöglich mehr glauben, daß jemand nach dem Tod wieder kommen, und umher gehen könne.

Friedenh. Können Sie mir beweisen, daß es ausser den Menschen keine vernünftige Wesen mehr giebt?

Der Cand. Begreifen kann das niemand, aber wenns ihrer auch giebt, so gehen sie uns nichts an.

Friedenh. Können sie beweisen, daß sie uns nichts angehen? ich rede aber von solchen Be-

weisen, wogegen kein vernünftiger Mensch etwas einwenden kann, und denen er beyfallen muß, so bald er sie gehörig erwogen und verstanden hat.

Der Cand. Nein! einen solchen Beweiß kann freylich kein Mensch führen; aber bedenken Sie doch! Gott soll böse Geister erschaffen haben, die die Menschen quälen, und sie zum Bösen, zur Sünde reizen, ist das denn Gott geziemend?

Friedenh. Also ist es auch Gott nicht geziemend, daß er böse Menschen geschaffen hat, die ihren Nebenmenschen quälen und sie zum Bösen und zur Sünde reizen; und doch kann kein Mensch läugnen daß sie da sind.

Der Cand. Gott hat doch auch keine böse Menschen geschaffen, sondern sie sind böse geworden.

Friedenh. Das kann ja auch von den bösen Geistern der Fall seyn, daß sie Gott geschaffen hat, und daß sie böse geworden sind.

Der Cand. Daß das alles möglich ist, das geb ich zu, aber wenn Sie mir auch beweisen sollten, daß es würklich so sey, so würde Ihnen das schwer fallen.

Friedenh. Wir wollen sehn wie weit wir kommen! — Wir haben also nun ausgemacht, daß es böse Geister giebt, die auf die Menschen würken können, nur sey beydes Gott nicht geziemend, das ist: seinen Eigenschaften nicht gemäß; nicht wahr?

Der Cand. Allerdings!

Friedenh. Sind sich denn die Gelehrten nun darinnen einig, daß Sie nun gewiß wissen, was Gott geziemend, und was Ihm unanständig ist?

Der Cand. Die Aufgeklärtesten sind sich darinnen allerdings einig.

Friedenh. Würklich? — also die Aufgeklärtesten! — Wie wenn aber nun die andere Parthie, welche das Daseyn böser Geister und ihre Einwürkung auf die Menschen behauptet, auch sagte, sie sey die Aufgeklärteste, was wollten Sie dann antworten? — ehe und bevor Sie Ihre Sätze nicht so beweisen können, daß niemand etwas dagegen einwenden kann; so lang also Ihre Sätze noch unbewiesene Meynungen sind, so lang dürfen sie auch das Wort Aufgeklärteste nicht gebrauchen: denn es ist alsdann immer möglich, daß die Gegen-Parthey die Aufgeklärteste ist.

Der Cand. Mein Gott! Herr Friedenhold! Sie reden von Beweisen, und fordern Beweise — wie kann man denn in solchen übersinnlichen Dingen, die nicht durch unsre Sinnen empfunden werden können, solche Beweise führen, denen niemand widersprechen kann?

Friedenh. Gut! aber giebt es denn übersinnliche Dinge, die der Mensch doch nothwendig wissen muß.

Der Cand. Allerdings! zum Beyspiel: das Daseyn Gottes, die Unsterblichkeit der Seelen, und Strafen nach diesem Leben; diese Hauptpuncte müßen geglaubt werden, sonst fällt ia alle Tugend weg, und die Menschheit könnte nicht bestehen.

Friedenh. Vollkommen wahr! aber da alle die Dinge auch übersinnlich sind, folglich nicht so gewiß bewiesen werden können, daß jedermann, der den Beweiß hört, auch so überzeugt wird, daß er nichts mehr dagegen einwenden kann, wie wollen Sie da nun den Ungelehrten, der von Ihrer Logik und Metaphysik nichts versteht, und die Stärke des Beweises nicht beurtheilen kann, von diesen übersinnlichen Grundwahrheiten überzeugen? — Noch mehr! wenn diese drey Hauptsätze, das Daseyn Gottes, die Unsterblichkeit der Seelen, und die Belohnungen und Strafen nach diesem Leben so wichtig sind, daß das Wohl der ganzen Menschheit darauf beruht, wie Sie selbst gestehen, sollte denn Gott der liebreiche Vater der Menschen seine Kinder in diesen wichtigen Stücken ungewiß gelaßen haben?

Der Cand. Es ist allerdings ein fester Glaubensgrund nöthig; und diesen finden wir ja auch in der Bibel.

Friedenh. Also, bis dahin sind wir nun gekommen. Wie kommts aber daß alle Nationen in der Welt, auch die, die von der Bibel nichts wissen, so gar die Wilden, diese drey Hauptpuncte glauben? denn aller Fabeln und Ungereimheiten, die sie damit verbinden, ungeachtet, ist sich doch die ganze Menschheit in dieser Hauptsache einig.

Der Cand. Es kann nicht anders seyn, die ersten Menschen musten durch sinnliche Erfahrungen und Offenbarungen Gottes davon überzeug

werden, und so hat sich dann diese Ueberzeugung auf die ganze Nachkommenschaft fortgepflanzt.

Friedenh. Glauben Sie denn nicht, daß die Bibel eine Geschichte der sinnlichen Erfahrungen und Offenbarungen Gottes an die Menschen sey?

Der Cand. Allerdings! das habe ich Ihnen ja vorhin schon dadurch zugestanden, daß ich Ihnen sagte: sie enthalte den festen Glaubensgrund der übersinnlichen Haupt-Wahrheiten.

Friedenh. Lieber Herr Candidat! — wenn das ist, so müßen Sie ja auch alles glauben, was Sie von übersinnlichen Dingen ausdrücklich als wahr angiebt; da sie nun das Daseyn guter und böser Geister und ihre Einwürkung auf die Menschen schlechterdings, nicht als orientalische Einkleidung, sondern als gewiß und wahr behauptet, wie können Sie denn als Lehrer der Religion noch sagen, das alles sey nicht wahr?

Der Cand. Erlauben Sie! ich habe gesagt: die Bibel enthalte den festen Glaubensgrund, daraus folgt noch nicht, daß alles was darinnen erzählt wird, durchaus göttliche Wahrheit sey.

Friedenh. Ey! so sagen Sie mir doch, wie Sie die Göttliche Wahrheiten ausfündig machen, und vom dem was irrig und menschlich ist, unterscheiden wollen?

Der Cand. Das was einmal unstreitig, allgemein nothwendig, und zum Wohl der Menschheit unentbehrlich ist, wie zum Beyspiel, die Lehre vom Daseyn Gottes, von der Unsterblichkeit der Seelen, von den Belohnungen und Strafen nach

diesem Leben und dann die ganze Sittenlehre, welche dem Menschen zeigt, was er thun und laßen müße, um nach seinem Tode glücklich zu werden, dies alles wird aus der Bibel herausgezogen, und angenommen, alles andere läßt man dann an seinen Ort gestellt seyn.

Friedenh. Wissen Sie gewiß, und können Sie unwidersprechlich beweisen, daß der Mensch weiter nichts zu glauben brauche als das?

Der Cand. Mir deucht doch, wenn ihm das alles bekannt sey, und wenn er das wisse und glaube, so wisse er alles was ihm von übersinnlichen Dingen in diesem Leben zu wissen nöthig ist.

Friedenh. Bedenken Sie, lieber Herr Candidat! daß es eine sehr ehrwürdige Classe sehr gelehrter helldenkender, und gewiß in sittlicher Rücksicht vortreflicher Menschen giebt, die gewiß nicht ohne wichtige Gründe, den ganzen Inhalt der Bibel für göttliche Offenbarung halten. Können Sie nun beweisen daß diese Leute zu viel glauben? — können Sie beweisen, daß nichts in der Bibel göttliche Offenbarung ist, als das was sie so eben angeführt haben?

Der Cand. Nein das kann ich unmöglich beweisen.

Friedenh. Also kommt alles blos darauf heraus, daß vieles in der Bibel gefunden wird, das Sie und Ihres gleichen für ungeziemend und Gott unanständig halten, — aber beweisen können Sie es nicht. Aber nun weiter! Wenn Gott dem Menschen etwas offenbart, ist es dann gleich-

gültig,

gültig, ob es der Mensch annehmen will oder nicht?

Der Cand. Nein! Herr Friedenhold! das kann und darf den Menschen nicht gleichgültig seyn.

Friedenh. Lieber! — Lieber Herr Candidat! Sie gestehen, daß Sie nicht beweisen können, daß nur das, was sie aus der Bibel zur Erbauung der Menschen herausnehmen, göttliche Offenbarung sey — Sie geben also zu und müßen zugeben, daß es möglich sey, daß noch mehreres — ja daß der ganze Inhalt der Bibel, in so fern er von der Bibel selbst dafür ausgegeben wird, göttliche Offenbarung seyn könne, und endlich gestehen Sie auch aufrichtig, daß das, was Gott den Menschen offenbart, ihnen keineswegs gleichgültig seyn dürfe, sondern von ihnen angenommen werden müße. Sagen Sie mir um Gottes willen, was folgt nun daraus? — sprechen Sie sich doch selbst Ihr Urtheil, ich mags nicht thun; Sie wollen in dem Buch der Offenbarungen Gottes, nach Ihrer eigenen Weisheit beurtheilen, was göttliche Offenbarung sey, und was Menschen etwa hinzugesezt haben können — oder was unter den göttlichen Offenbarungen den Menschen zu glauben nothwendig sey oder nicht!!! — Glauben Sie, daß es einem Rechtsgelehrten hingehen werde, wenn er bey der Entscheidung eines Prozesses, unter den Herrschaftlichen Verordnungen nur diejenigen auswählt, die ihm nach seinen Begriffen vernünftig vorkommen, oder muß er

er sich nicht vielmehr nach allen richten, bis man ihm beweist, daß nicht alle vom Landesherrn herkommen? Lieber, Lieber Herr Candidat! Glauben Sie dereinst vor dem göttlichen Gericht mit Ihren Meinungen, denn beweisen können Sie nichts, durchzukommen? — bedenken Sie wohl! — Sie können nicht beweisen, daß die ganze Bibel, so wie sie da ist, und sich selbst dafür erklärt, nicht Gottes Wort sey — dadurch gestehen Sie, daß die Bibel so wie sie da ist, und sich selbst dafür erklärt, doch Gottes Wort seyn könne.

Sie sind ferner überzeugt, daß eben diese Bibel den festen Glaubens-Grund in übersinnlichen, von Gott geoffenbarten Dingen enthalte; wollen aber doch nach Ihrer eigenen Weisheit beurtheilen können, daß nur die Lehren vom Daseyn Gottes, von der Unsterblichkeit der Seelen, von Belohnungen und Strafen nach diesem Leben, und dann die Sittenlehren, unzweifelbare göttliche Offenbarungen seyen. Indessen können Sie doch abermal nicht beweisen, daß nur diese, und keine andere Offenbarungen Gottes dem Menschen zur Seeligkeit nöthig seyen: Ja Sie sind so gar — und das mit Recht überzeugt, daß der Mensch im Fall noch mehrere göttliche Offenbarungen in der Bibel sind, doch verpflichtet sey, auch diesen zu glauben, und sich nach ihren Vorschriften zu verhalten. Wie kann er das nun wenn er sie

nicht

nicht weiß, oder wenn sie ihm von seinen Lehrern zweifelhaft gemacht werden? —

Der Candidat wurde blaß, und die Thränen drungen ihm in die Augen; Herr Friedenhold! antwortete er, bin ich nicht überrascht worden? — wollen Sie nicht so gütig seyn, und mir diese Sätze ins Kurze ziehen, damit ich sie besser übersehen kann?

Friedenh. Herzlich gerne! geben Sie wohl acht! Sie haben mir zugestanden, daß die übersinnlichen Hauptwahrheiten, die dem Menschen zu seiner Bestimmung nöthig sind, ihm von Gott geoffenbart werden mußten.

Der Cand. Allerdings! denn die Begriffe vom Daseyn Gottes, seinen Eigenschaften, von der Unsterblichkeit der Seelen, und von Belohnung und Strafe nach diesem Leben, musten ihm geoffenbart werden. Dieser Satz ist des strengsten Beweises fähig.

Friedenh. Dann erkannten Sie auch für wahr; daß diese göttliche Wahrheiten oder Offenbarungen in der Bibel enthalten seyen — wurden auch überzeugt, daß mehrere göttliche Offenbarungen zur Bestimmung des Menschen in der Bibel enthalten, folglich ihm auch zu glauben nöthig seyn könnten, als die, deren Sie so eben gedacht haben.

Der Cand. Das ist ebenfalls unstreitig.

Friedenh. Wenn also die Bibel, die göttliche Offenbarungen an die Menschen enthält, so sind nur zween Fälle möglich, entweder sie ist insofern als

als sie sich selbst dafür erklärt, (nämlich die Canonischen Bücher des alten und neuen Testaments.) **durchaus** göttliche Offenbarung, oder sie **enthält** nur die göttlichen Offenbarungen, unter einer Menge menschlicher Zusätze, die niemand verpflichten können.

Der Cand. Auch das ist unwiderlegbar — kein dritter Fall ist möglich.

Friedenh. Wenn die Bibel durchaus Gottes Wort ist, so muß sie auch durchaus von den Menschen dafür angenommen, und alles was sie enthält, muß ohne die geringste Widerrede geglaubt werden.

Der Cand. Ganz gewis! das ist unstreitig!

Friedenh. Wenn im zweyten Fall, die Bibel, die göttlichen Offenbarungeu unter vielen menschlichen nicht verbindenden Zusätzen enthält, so ist durchaus nöthig, daß sie auch ein Kennzeichen angeben muß, an dem man das Göttliche von dem Menschlichen mit der allergewissesten Gewisheit unterscheiden kann, so daß gar kein Zweifel darüber mehr möglich ist. — Sehen Sie die Wahrheit dieses Satzes auch ein? — denn wenn dem nicht so wäre, so könnte der eine das Göttliche für menschlich, und der andere das Menschliche für göttlich halten. Mit einem Wort, dann wär die bloße Vernunft wieder Richterin in Glaubens-Sachen, und alle positiven Religionen hätten ein Ende, und dann ist der Weg zum allergröbsten Naturalismus und Atheismus gebahnt, und so gar unvermeidlich.

Der

Der Cand. Ja das ist richtig!

Friedenh. Hat denn nun die Bibel diese Kennzeichen?

Der Cand. Wenn sie die hätte, so wär ja alles entschieden — Nein! die hat sie nicht!

Friedenh. Lieber Herr Candidat! so geben Sie den Gott die Ehre und gestehen Sie, daß also die ganze Bibel, alten und neuen Testaments durchaus Gottes Wort, seine Offenbarung an die Menschen sey.

Der Cand. Erlauben Sie, daß ich Ihre Gründe näher überlege und erwäge — und dann muß ich doch auch noch die Einschränkung hinzufügen, die Sie selber gemacht haben, nämlich: insofern sich die Bibel selbst für die Offenbarung Gottes erklärt.

Friedenh. Wie verstehen Sie aber diese Einschränkung?

Der Cand. Die Bücher des alten Testaments, die Christus und die Apostel anführen, und aus denen sie Sprüche citiren, wären dann eigentlich Canonisch. Aber noch Eins! ich muß über zween Puncte noch Ihre Meynung hören: Hat sich denn Gott in seinen Offenbarungen nicht zu Zeiten nach den Begriffen der Menschen gerichtet? z. B. hat nicht Christus die Jüdische Vorstellung vom Satan aus Nachgiebigkeit gegen die Juden beybehalten? und kann auch nicht vieles der Morgenländischen Denk- und Sprachart zugerechnet werden?

Friedenh. Allerdings hat sich Gott gar oft, und durchgehends, nach den Begriffen der Menschen gerichtet, aber gewiß der Wahrheit unbeschadet; der Gott der Wahrheit stellte die übersinnlichen Dinge, von denen die Menschen keinen Begrif haben, unter sinnlichen zweckmäsigen Bildern dar! aber unmöglich konnte er falsche Begriffe der Menschen als wahr anerkennen; nein! so wahr Gott, und so wahr sein Sohn Jesus Christus die Wahrheit selbst ist, so gewiß ists auch, daß Christus zu dem wichtigen Irrthum nicht einmal geschwiegen, geschweige ihn noch positiv bekräftigt haben würde, wenn es keine bösen Geister gäbe, die noch immerfort auf die Menschen würken und ihnen schaden können. In Ansehung der morgenländischen Sprachart, die in der Bibel unverkennbar ist, versteht sich ja von selbst, daß sie, der Deutlichkeit und Bestimmtheit der göttlichen Offenbarung nicht schaden darf; daß sie also nicht die Wahrheit der Thatsachen ändert, sondern diese nur in passende Bilder einkleidet, wodurch sie dann auch eben so reichhaltig und lebhaft in der Darstellung wird.

Der Cand. Sie werden mir aber doch eingestehen, daß die Gerüchte, welche im Flecken von Pfifferling umherschleichen, purer Aberglaube sind.

Friedenh. Aberglaube kann man sie nicht mehr nennen, so bald man meine so eben entwikelte Begriffe für wahr hält; aber Lästerungen, Schmähungen, Injurien sind es, die die Polizey

scharf

scharf bestrafen sollte. Von dieser Seite muß man sie ansehen und um so viel schärfer bestrafen, weil sie einen Toden betreffen, der sich nicht mehr verantworten kann.

Jezt empfahl sich der Candidat und gieng fort. Von der Zeit an bemerkte man eine Veränderung in seinen Predigten; er wurde behutsamer in seinen Ausdrücken, und näherte sich immermehr der wahren evangelischen Einfalt.

Friedrichs Bauwesen wollte eigentlich niemand recht einleuchten; Einige muthmaßten dieses, Andere jenes, bis nach zwey Jahren alles fertig war, wo es sich dann von selbst zeugte, was es werden sollte. Während dieser Zeit musten sich die beyden Frauen, die Frau Pfifferling und die Frau Friedrich ziemlich knapp behelfen. Friedrich wunderte sich oft, daß sich Herr Friedenhold so still verhielt, und ihn und seine beyden Frauenzimmer, auch mit keinem Heller weiter unterstüzte, als was sie in seiner Fabricke verdienten, auch über Friedrichs ganzes Betragen sagte er kein Wort, weder gutes noch böses. Indessen beklagte sich Friedrich nicht über ihn, sondern er schwieg ganz still, und empfahl Gott die ganze Sache. Freylich liesen die Frauen zu Zeiten ein Wörtchen verlauten, dann verwieß sie aber Friedrich zur Gedult.

Endlich kam es nun dazu, daß sich Friedrich öffentlich erklärte, warum und wozu er gebaut habe: das Haus war groß, dauerhaft und zierlich,

aber nicht prächtig, es bestand aus einem Hauptgebäude mit zween Flügeln.

Das Hauptgebäude war zu einem Stift für Frauenspersonen, Bürger-Standes, die vornehm erzogen, aber arm waren, und sich gut und ehrbar aufgeführt hatten, bestimmt. Die Wittwen der Prediger, und der weltlichen gräflichen inländischen Dienerschaft, konnten auch in dies Stift kommen, und wenn sie eine eigene Wohnung, und Kinder hatten, von denen sie nicht wegkommen konnten, so bekamen sie jährlich 200 Gulden; 20 Frauenzimmer wurden auf diese Weise versorgt.

Der rechte Flügel war zum Armenhaus für Männer und Waisenknaben eingerichtet, und der linke Flügel für Frauenspersonen und Waisenmädchen. Wie die vortrefliche Einrichtung dieser Anstalt eigentlich beschaffen war, das gehört nicht hieher, und es würde auch zu meinem gegenwärtigen Zweck zu weitläuftig seyn.

Der regierende Graf war so gerührt über diese Verwendung des Pfifferlingschen Reichthums, daß er selbst nach Kirschenheim kam, die Anstalt besahe, und den Friedrich einmal ums andermal umarmte und küste. Er bot dem Friedrich Aemter, Titel und Belohnungen an, allein alles umsonst, Friedrich verlangte nichts, als Landesherrlichen Schuz und Bestättigung seiner Stiftung, die ihm dann auch mit vielen Lobsprüchen in einer feyerlichen Urkunde gewährt wurde. Dies alles hatte Friedrich mit der Kiste voller alten Louisd'or und mit 200,000 Gulden, die ihm von

der

der Befriedigung aller, die Unrecht gelitten hatten, noch übrig geblieben waren, ausgerichtet. Nun rathet einmal, liebe Leser! was nun Ursel, Catharine und Brigitte sagten. — Wenn sie sich begegneten, so sagten sie nichts; sie machten nur eine schnippsche Mine; so bald aber nun würklich Leute ins Stift aufgenommen wurden, so gabs wieder Stof gnug zum lästern, weil immer Personen hineinkamen, denen sie es nicht gönnten.

Den Tag, nachdem der Graf zu Kirschenheim gewesen war, gabs am Abend einen rührenden Auftritt bey Friedrichs Abend-Essen: die beyden Frauen waren so vergnügt, und die Freudenthränen flossen so häufig über ihre Wangen herab, daß ihnen Friedrich endlich zureden muste, um ihrer Gesundheit zu schonen. Dann zog er ein Papier aus der Taschen, und legte es seiner Schwiegermutter auf den Teller; Sie sah es an und laß: —

Bestallungs-Patent für die Wittib Dorothea Pfifferling, Vorsteherin des Pfifferlingschen Stifts zu Kirschenheim.

Die gute Frau konnte sich nicht mehr halten, sie fiel auf ihre Knie, fieng an laut zu weinen, und rief schluchzend: Du Allmächtiger Gott! wie gut bist Du, Dir dank ich, und widme Dir mein ganzes Leben! — dann sprang sie auf, und schloß Friedrichen in ihre Arme, küste ihn unaufhörlich, und sagte, du Engel Gottes! welch ein Freudemacher bist du! — hätte ich mir doch nichts angenehmers wünschen können als das.

Nun wurde auch das Patent gelesen; ihr war alles frey angesezt, und Jährlich 600 Gulden baares Geld an Gehalt. Friedrichs Frau die Rosalie freute sich so sehr, daß ihr weh wurde, sie muste sich zu Bette legen, und da sie doch auch an sich selber dachte, so sagte sie zu Zeiten zu ihrem Mann: Aber was wird am Ende aus uns werden? dann antwortete Friedrich: sey zufrieden, gute Seele! auch uns wird der Herr versorgen, wenn wir auf der Probe ausgehalten haben.

Uiber die Thür am Hauptgebäude des Stifts ließ Friedrich die in Stein gehauene Uiberschrift setzen:

Pfifferlings Stift
der göttlichen Erbarmung gewidmet.

Das gemeine Volk tadelte den Namen Pfifferlings-Stift sehr, und man konnte gar nicht begreifen, warum Friedrich dieser wohlthätigen Anstalt einen so bösen verhaßten Namen gegeben habe? aber die Vernünftigen begriffen es sehr wohl. Pfifferling war nun dem göttlichen Gericht übergeben; Menschen hatten kein Recht mehr über ihn zu urtheilen, besonders da nun die Folgen seiner Missethaten in Seegen für die Menschheit verwandelt waren; es war also auch billig, daß der Gedanke des Fluchs, der mit dem Namen Pfifferling verbunden war, ebenfalls in einen Gedanken des Seegens verwandelt wurde.

Das Gespräch, daß Pfifferling nach seinem Tod umhergehe, hatte sich nun seit geraumer Zeit vermindert; auf einmal aber erhub es sich von neuem so stark, daß ganz Kirschenheim darüber in Bewegung gerieth; viele Leute liefen des Nachts um 11 Uhr hinaus, um das Gespenst zu sehn, und zu Zeiten sahen sie es, und dann erzählten sie des andern Tages, wie feurig und schrecklich es aussehe. Friedrich, seine Frau und seine Schwiegermutter litten dabey unaussprechlich; sie waren überzeugt, daß ein Betrug dahinter stecke, aber wie er zu entdecken sey, das muste nun überlegt werden. Friedenhold, Friedrich und der Candidat Eberhard beschlossen endlich, diese Sache ins Klare zu bringen, es möchte auch kosten was es wolle; sie nahmen also ihre Maasregeln sehr geheim; diesen zufolge gieng jeder von ihnen des Abends spät und allein, so daß er nicht bemerkt werden konnte, durch einen Umweg in die Nähe des Ackers, auf welchem sich das Gespenst sehen ließ: verabredeter Maßen kamen sie dann da hinter einer Hecke zusammen. Nicht manchen Abend hatten sie da dem bösen Geist aufgelauert, als er würklich erschien — ja warlich! er sahe schrecklich aus, er hatte Hörner auf dem Kopf, und wie finster es auch war, so sahe man doch, daß er einen langen Schwanz nachschleppte, zwischen den Hörnern zeigte sich ein schrecklicher Kopf mit glüenden Augen, und aus Maul und Nase gieng auch ein feuriger Schein hervor.

Unsre drey Männer säumten nun nicht lang, sondern sie theilten sich so ein, daß jeder einen besondern Ummweg nahm, so daß sie das Gespenst in die Mitte bekamen, und es ihnen also nicht entlaufen konnte. Mit der Schnelle des Windes hatten sie es umringt — da stund nun der Betrüger und warf das glüende Frazengesicht, welches ein holer Kürbis, mit ausgeschnittenen Augen, Nase und Maul, mit einer Lampe war, weg; dann warf er auch die Ochsenhaut in die er sich verhüllt hatte weg, und rief um Erbarmung. Allein die wäre hier sehr unzeitig gewesen; der abscheuliche Mensch muste alsofort die Ochsenhaut wieder umhangen, und den Kürbis wieder zwischen die Hörner heften; die Lampe war nun freylich ausgelöscht, dennoch muste er sie wieder in den Kürbis stellen, und nun so in Gespenster-Gestalt mit ihnen gehen.

Indessen waren auch jezt wieder verschiedene Leute aus dem Flecken draußen gewesen, und hatten von Ferne gestanden; als diese nun auch die andern Drey — weil in der Nacht alles schwarz ist — für Gespenster angesehen hatten, so liefen sie was sie laufen konnten, nach Haus, und des andern Morgens gabs einen Lärm, die ganze Hölle sey auf dem Acker gewesen, und die bösen Geister hätten den Pfifferling noch einmal geholt. Dieser vermeintliche Pfifferling war aber nun auf dem Rathhauß, und zwar ohne Geld zu sehen; wozu dann auch der ganze Flecken durch den Ausrufer

fer eingeladen, und jedermann bekannt gemacht wurde: der Bastian Reckel, ein gemeiner Bürger in Kirschenheim sey seit Pfifferlings Tod das Gespenst gewesen, und wer ihn nun als Gespenst sehen wolle, der könnte nur aufs Rathhaus kommen. Daß nun alles dahin lief, das versteht sich; erst zeugte man ihn bey offenen Fenstern in seiner Gespenster- Uniform, wo er dann so lächerlich aussahe, daß auch der Ernsthafteste sich des Lachens nicht erwehren konnte; wurden aber die Fenster zugemacht, so war dann auch freylich die Gestalt keineswegs lächerlich, sondern dem gemeinen Volk schrecklich gnug.

Wer nur einigermaßen ehrlich und redlich dachte, der freute sich von Herzen über diese Entdeckung; hingegen die Klatschweiber waren bitterböße, daß das Ding so gekommen war; am bösesten aber war, die Brigitte: denn sie war Bastian Reckels Frau.

Bey genauer Untersuchung fand sichs nun, daß die ganze Sache folgender Gestalt zusammen hieng: Pfifferling hatte ehmals den Acker, auf welchem das Gespenst gefangen wurde, so wie viele Güter im Concurs, an Schuld bekommen; nachher brachte ihn Friedrich wieder an den rechten Erben; nun hatte Reckel einen Acker, der an diesen Acker stieß, und er bediente sich der gottlosen List, durch diese Spuckerey dem Eigenthümer seinen Acker leid zu machen, damit er ihn um eine Bagatelle Geldes verkaufen möchte, bey welcher Gelegenheit er ihn dann an sich zu bringen gedachte. Dies alles wur-

de nun jedermann mit allen Umständen bekannt gemacht, und dabey bemerkt, daß die mehresten Gespenster Geschichten, auf solchen Gründen beruhten. Reckels Urtheil fiel indessen dahin aus, daß er drey Abende nacheinander in seiner Gespenster-Gestalt am Pranger stehen, und dann nach der Hauptstadt Geisenfels gebracht, und dort mit einer guten Tracht Schläge ins Zuchthaus aufgenommen werden sollte; welches gerechte Urtheil dann auch alsofort an ihm ausgeführt wurde.

Bastian Reckels Frau, die Brigitte war indessen an dem Allen ganz unschuldig: denn weil sie schwazhaft war, so hatte ihr ihr Mann kein Wort von seiner Schelmerey gesagt; dieser Ausgang der Sache that also eine sehr heftige Würkung auf sie. Der unauslöschliche Schimpf der auf sie und ihre Kinder fiel, der Mangel, weil ihr nun der Ernährer fehlte, und endlich der Verlust ihres Mannes, der auf unbestimmte Zeit im Zuchthauß saß — das Alles stürmte dergestalt auf die arme Seele loß, daß sie in tiefe Schwermuth verfiel, so daß man sie bewachen muste, weil sie Versuche machte, sich ums Leben zu bringen. Jezt fühlte Friedrich wieder die Pflicht zu helfen: in diesem Zustand konnte die Frau ihre Haushaltung nicht versorgen; er ließ sich also von der Obrigkeit zum Vormund über diese arme Familie anstellen: dann verpachtete er, was zu verpachten, und verkaufte was zu verkaufen war, und nahm dann Frau und Kinder ins Stift auf. All dies Ungemach war Folge von Pfifferlings Verbrechen,

folglich

folglich muste auch Pfifferlings Stift wieder gut machen, was nur immer gut gemacht werden konnte.

Jedermann glaubte nun, daß die Gespenster-Spuckerey ein Ende haben würde, allein sie fieng aufs neue wieder an, und zwar schlimmer und bedeutender als je: es entstund nämlich bald nach Neckels Gefangennehmung ein Gerücht, Pfifferling sey wieder am Wandern, und zwar auf dem nämlichen Acker. Auch fieng es in dem gewesenen Pfifferlingischen, nunmehr Henkelmannischen Hauße zu klopfen, zu werfen, und zu seufzen an, und man hörte etwas oben im Hauße hin und her gehen, und wenn man zusahe, so war nichts da.

Henkelmann und Friedrich kamen öfter zusammen, und überlegten, was sie zu thun hätten: denn auch Henkelmann war überzeugt daß es wieder ein infamer Betrug sey; allein sie sahen auch wohl ein, daß der jezige Betrüger, durch Neckels Exempel belehrt, sich wohl auf den Fall vorgesehen haben würde, daß man ihn so nicht fangen könne, und sie vermutheten gar leicht, daß einer darüber das Leben einbüßen könne, wenn man ihm zu nahe käme; Friedenhold und der Candidat wurden daher auch zu Rath gezogen. Indessen fuhr das Gerücht immer fort, gräuliche Sachen zu erzählen.

Die Erscheinungen die man jezt auf dem Acker bemerkte, verhielten sich so: Man sahe auf einmal einen glüenden Mann, und dann verschwand er wieder: dann erschienen Feuerflammen, dann fuh-

ren feurige Schlangen durch die Luft weg und zischten, u. s. w.

Oben gemeldete vier Männer giengen noch oft des Nachts hinaus, so daß sie aber einen andern Weg nahmen, um nicht dahin zu kommen, wo andere Beobachter waren. Friedenhold nahm dann immer sein Fernglas mit, wodurch er nun deutlich erkannte, daß alles was da erschien, lauter Feuerwerks-Künste waren, nur die Gefahr, erschossen, oder auf eine andere Art unglücklich zu werden, hielt die Männer ab, sich näher hinzuzuwagen.

Das gemeine Volk in Kirschenheim war nun wieder recht dreist geworden; da hieß es: Ja nun sieht man doch daß es Gespenster giebt — irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! — es ist denn doch auch nicht alles Betrug! — unser Herr Gott will doch da seine Macht zeigen, und an dem Pfifferling einmal ein Exempel statuiren — mag der Friedrich immer aus seinem Raub ein Armenhaus stiften, man sieht doch, daß das die arme Seele nichts hilft. Wie tief das Friedrichen und seine Leute kränken muste, das läst sich denken, er ruhte also nicht, bis daß er diese gottlose Betrügerey entdeckt hatte.

Henkelmann war an seiner Seite auch nicht müsig, um auf den wahren Grund zu kommen; endlich fiel ihm der Gedanke ein, ob nicht ein recht wachsamer und dabey böser Hund der beste Entdecker der Spuckerey in seinem Hauß seyn könnte? — er theilte den Gedanken Friedrichen, dem Candidaten

didaten und Friedenhold mit, und sie billigten ihn, in so fern, daß es einmal könnte probirt werden, doch müste es heimlich gehalten werden, und dann wär es gut, wenn der Hund von der Art wäre, daß er nicht viel bellte. Indessen war das Alles nicht nöthig: denn die Vorsehung, die ihre wahren Verehrer nie über Vermögen prüft, sorgte dafür, daß auch diese Betrügerey aus Licht kam.

Friedrich kam auf den Gedanken, einmal am Tage in der Gegend des Ackers spazieren zu gehen und zwar des andern Morgens ganz früh, wenn es des Abends vorher gespuckt hätte. Diesen Gedanken führte er ganz heimlich und für sich allein aus; er schliech mit Anbruch des Tages an Ort und Stelle, und fand nun da die deutlichsten Spuren von Feuerwerks Materien und dazu gehörigen Anstalten. Aber er fand zum Glück noch mehr: er bemerkte von weitem an der Hecke etwas Weises: auf einmal fiel ihm ein, es könnte wohl ein Papier seyn, und vielleicht ein geschriebenes, aus dem sich etwas errathen ließ; er lief also hin, und fand einen eröffneten Brief, den der Betrüger vermuthlich mit dem Schnupftuch aus dem Sack gezogen hatte. Die Aufschrift war: An den Herrn Thebus in Dankelsberg; dies war dem Friedrich genug; flugs steckte er den Brief zu sich und eilte nun auf einem Umweg nach Haus.

Dieser Thebus — eigentlich Debus oder Tobias — war ein Quacksalber, der alles curiren konnte; dann war er auch ein Schwarzkünstler oder Teufelsbanner, zu dem die thörichten Leute hinliefen,

fen, wenn ihnen etwas gestohlen war, um den Dieb zu erfahren, oder auch wenn sie glaubten, daß eine Kuh, oder ein Rind bezaubert wäre, die Zauberin zu erfahren und die Hexerey wieder wegzunehmen, u. s. w.

So bald Friedrich zu Haus und allein war, holte er den Brief aus seiner Tasche hervor und laß ihn; hier fand er nun den Aufschluß der ganzen Sache: einer oder mehrere Bürger in Kirschenheim — dies schloß er aus dem Inhalt: denn der Brief hatte keine Unterschrift — waren mit den Debus im Einverständnis; ihnen allen war viel daran gelegen, daß der Glaube an Gespenster unterhalten würde, und aus dem Grund hatten sie die Betrügerey so wohl auf dem Feld, als in Henkelmanns Haus veranstaltet.

Friedrich sahe ein, daß hier keine Zeit zu verlieren war: denn sobald Debus den Brief vermißte, so muste er nothwendig besorgen, daß ihn jemand fände, der für ihn einen nachtheiligen Gebrauch davon machen könnte: folglich muste er sich aus dem Weg machen.

Friedrich gieng deswegen also fort zum Amtmann, der dann auf der Stelle etliche Mann nach Danckelsberg schickte, um den Debus abzuholen. So bald dies besorgt war, so ließ der Amtmann auch den Schulmeister holen, dieser muste die Handschrift des Briefs untersuchen, wo sich dann fand, daß ihn der Vieharzt in Kirschenheim, der ehmals lange Viehhirte gewesen war, geschrieben

hatte

hatte — auch dieser wurde alsofort ins Amthaus geholt.

Als dieser arme Tropf den Brief sahe, so erstarb ihm das Herz im Leibe, denn er dachte an Reckels Schicksal; zu dem konnte er ja auch seine Hand nicht verläugnen. Er wurde todenblaß, wankte, und muste sich auf einen Stuhl setzen. Nachdem er sich etwas erhohlt hatte, so fieng er an zu weinen, und bat um seiner armen Frauen und Kinder willen um Gnade, er wolle ja gerne alles erzählen. Der Amtmann versicherte ihm, daß ein freywilliges Geständnis der ganzen Betrügerey, seine Strafe sehr erleuchtern würde; indessen müße er doch nun im Bürgerlichen Gefängnis so lange aufbewahrt werden, bis man auch die andern Mitschuldigen gefangen genommen und verhört hätte. Friedrich, der noch immer zugegen war, tröstete ihn und sagte: wenn er redlich alles gestände, so wolle er bey dem Herrn Grafen für ihn bitten, daß ihm seine Strafe erlassen würde, und da er arm sey, so wolle er sorgen, daß seine Frau und Kinder bis zur ausgemachten Sache, aus dem Stift mit Essen und Trinken versorgt würden.

O Herr Friedrich! versezte hierauf der Vieharzt: daß Sie ein Engel Gottes sind, das wissen wir schon lange und eben dies thut mir am wehesten, daß wir sie so gekränkt haben. Dann wendete er sich zum Amtmann und sagte; lassen Sie doch ja auch den Nachtwächter holen, der hat grosen Antheil an der Sache. Auf der Stelle wurde der Amtsbote beordert, ihn abzuholen. Auch dieser

ser dachte an nichts weniger als an so etwas; als er daher in die Amtsstube kam, und den Vieharzt todenblaß da sitzen sahe, so merkte er etwas. Auch er entsezte sich so sehr, daß mans wohl merken konnte, doch suchte ers zu verbergen, und seine ersten Aeuserungen bezeugten, daß er sich aufs Läugnen legen wollte.

Als der Vieharzt das merkte, so trat ihm das Feuer ins Gesicht, er wurde ärgerlich und sagte: Hanspeter! bedenke dich wohl was du thust! — mit dem Läugnen machst du das Uibel nur ärger; ich will alles bekennen was ich weiß, und du magst läugnen so lang du willst, am Ende kommts doch heraus, und dann wirst du desto härter gestraft; sey ein ehrlicher Mann und bekenne. Nu ja dann! — antwortete Hanspeter, wenns so ist, so will ich dann auch bekennen.

Jezt erzählten diese beyden nun die ganze Geschichte: Der Vieharzt so wohl als der Nachtwächter, waren äusserst abergläubische Leute. Tagewählen, Segensprechen, Geisterbeschwören, Leichen sehen und Schazgräbereyen, waren ihnen äusserst wichtige Glaubens- Artickel, von denen sie auch in Geheim Gebrauch machten, und sich manchen schönen Heller damit verdienten. Da sie nun hofften auch den Pfifferling zu beschwören, und damit einen hübschen Thaler zu gewinnen, so hatten sie diese Spuckerey veranstaltet; dazu kam aber auch noch der Grund: weil die Sache mit dem Bastian Reckel so übel abgelaufen war, so fürchteten sie, die Leute möchten nun nicht mehr an Gespen-

ster glauben, wodurch sie dann ebenfalls Schaden leiden würden.

Den Thebus hatten sie aber deswegen mit in ihr Complott gezogen, weil er in Geisterseherenen, und Gespenster- Künsten sehr geschickt war.

Diese beyden, der Vieharzt und der Nachtwächter wurden nun ins Bürger- Gefängnis gebracht.

Am Nachmittag kam nun auch der berühmte Teufelsbanner Thebus an; all seine Schlauheit mit der er sich aus der Sache zu ziehen hofte, half ihm nichts, er wurde überwiesen, und endlich bekannte er auch; bey dieser Gelegenheit kam man nun auf mehrere Spuren seiner gottlosen Betrügereyen, die nun alle zu jedermanns Warnung öffentlich bekannt gemacht wurden.

Der Vieharzt wurde als ein busfertiger Sünder auf ein Jahr aus der christlichen Gemeinde ausgeschlossen, wo er dann, wenn er in seiner aufrichtigen Buße beharrte, wieder aufgenommen werden sollte.

Der Nachtwächter aber, welcher ungefühliger und halsstarriger war, kam auf ein Jahr ins Zuchthaus, und der Thebus wurde auf lebenslang ins Zuchthaus verwiesen, und dort zu schwerer Arbeit verurtheilt.

Jezt war nun die Gespenster- Geschichte ganz zu Ende, der ganze Flecken war nun theils vom Ungrund dieser Spuckerey überzeugt, theils auch durch die Strenge der Strafen abgeschreckt, weiter

ter davon zu reden, vielweniger wieder etwas von der Art zu beginnen.

Als nun Friedrich die Betrügereyen und Missethaten seines Schwiegervaters, so viel in seinen Kräften stunde, wieder gut gemacht, und dessen ganzes Vermögen zu lauter wohlthätigen Anstalten verwendet hatte, so genoß er nun die Beruhigung eines guten Gewissens, und den Frieden Gottes, der über alle Vernunft geht. Er arbeitete also treu und vergnügt, auf Friedenholds Comtoir, und in seiner Fabricke für den bisher erhaltenen Lohn fort, und seine gute Frau nährte sich dann auch kümmerlich, aber ehrlich und redlich, so gut sie konnte. Die Frau Stifts-Vorsteherin, ihre Mutter unterstüzte sie dann, wenn Hülfe noth war, und so lebten die drey edle Menschen eine Zeitlang ohne wichtige Vorfälle fort.

Friedenhold hatte sich bisher betragen, als ob ihn Alles wenig interessirte, er schien bey allem gleichgültig zu seyn; endlich aber zeigte er sich auch in seiner wahren Gestalt: Er lud den Friedrich und seine Frau auf den nächsten Sonntag zum Mittagessen ein; dies war noch nie geschehen, sie wunderten sich beyde darüber, und vermutheten etwas besonderes. Beyde giengen also zu gehöriger Zeit hin, und fanden weiter niemand der eingeladen war, als die Frau Stifts-Vorsteherin, ihre Mutter.

Ehe zu Tisch gegangen wurde, führte Friedenhold die drey Eingeladenen in sein Cabinet, ließ sie niedersetzen, und nun fieng er an: Herr

Fried-

Friedrich! Sie sind in der Kunst der Wohlthätigkeit, und des Freudemachens ein ausgelernter Meister; seit der Zeit, wo sie sich so wahrhaft groß und christlich darinnen gezeigt haben, hab ich auch in der Stille daran studirt, und wir wollen nun einmal versuchen, wie weit ich darinnen gekommen bin — Daß den drey gegenübersitzenden das Herz für Erwartung zu klopfen anfieng, das versteht sich. — Nun zog Friedenhold auch ein Papier aus der Tasche, und fieng nun an: Herr Friedrich! Sie haben mir viele Jahre mit vollkommener Treue und unermüdetem Eifer gedient — hier haben Sie zur Belohnung, meinen, mit Ihnen, ohne Ihr Wissen, geschlossenen Gesellschafts-Contract: Sie sind forthin mein Handlungs- und Fabrick-Gesellschafter, und bekommen die Hälfte des Gewinns — Friedrich fiel ihm mit vielen Thränen um den Hals, und sagte: in der Ewigkeit will ich Ihnen danken, jezt kann ichs noch nicht. Was die beyden Frauen begonnten, das kann man leicht denken.

Als nun der erste Sturm vorüber war, so wurde zu Tisch gegangen, man speiste froh und vergnügt zusammen, und ergözte sich theils mit munteren, ehrbaren, theils auch mit erbaulichen Gesprächen. Am Schluß wurden auch Waffeln oder Eisenkuchen (dieses sind viereckigte wohlschmeckende Kuchen) aufgetragen; der Kuche den Friedrich bekam, sahe wohl recht schön und natürlich aus, allein er war kalt; Friedrich merkte bald, daß es damit nicht richtig war, und als er

das Ding recht untersuchte, so fand er, daß es ein Futteral war, welches wiederum ein Papier enthielt; er nahm es heraus, öfnete es und sahe daß es ein Testament war, in welchem Herr Friedenhold ihn zum Universal-Erben eingesezt, und an Kindesstatt angenommen hatte; seinen Verwandten — er hatte ausser seiner Schwester niemand der ihm nahe verwandt war — hatte er schöne und wichtige Legate vermacht.

Nun gieng das Verwundern, das Danken und Gottverherrlichen wieder an, und als auch dieser Sturm vorüber war, so sezte man die vorigen Gespräche wieder fort, bis der Caffee aufgetragen wurde; jezt eilte aber die Jungfer Friedenhold, damit ihr ihr Bruder nicht wieder zuvor käme, und führte den Friedrich und seine Frau an einen Tisch, der mit einer Serviette bedeckt war, diese hub sie auf, und siehe! da stand eine schöne Porcellänene Caffeekanne, nebst Milchkanne, Zuckerdose, Spülnapf und 12 Tassen ebenfalls alles von Porcellan, die schenkte sie der Frau Friedrich; als sich auch diese mit vieler Rührung bedankt hatte, so fuhr die Jungfer Friedenhold fort: jezt, liebe Freundin! nehmen Sie doch auch den Deckel von der Kanne, und sehen Sie zu, was darinnen ist! — Rosalie thats, und sie zog auch ein Papier heraus; dies war nun auch ein Testament, in welchem die Jungfer Friedenhold Friedrichs Frau, einige Legate ausgenommen, ebenfalls zur Universal-Erbin eingesezt hatte. Von diesem allem hatte Friedenhold kein Wort gewust, und

dieser

dieser Zug von seiner Schwester rührte ihn bis zu Thränen; er küste und umarmte sie vielmals, und sagte: wie danke ich Gott für eine solche Schwester! — diese Ader an dir, hab ich noch nicht gewust. Die Jungfer Friedenhold war eine stille sehr gottesfürchtige Seele, welche in Geheim sehr viel Gutes ausübte.

Nach dem Caffee nahm nun Friedenhold die Frau Friedrich und Friedrich die Jungfer Friedenhold am Arm; Friedenhold gieng voran, und nun gieng der Zug nach der andern Seite des Haußes, wo sie eine vollständige mit allem nöthigen Hausrath versehene Wohnung fanden. Jezt sezte Friedenhold nun noch zu dem allem, die Wohlthat hinzu, daß er den jungen Leuten diese Wohnung zum Eigenthum übergab, und sie ersuchte, alsofort einzuziehen und sie in Besitz zu nehmen. Friedrich hatte schon oft darüber nachgedacht, was doch Friedenhold, der seit Jahr und Tag daran zurecht gemacht hatte, mit dieser Wohnung machen wollte, nun wuste ers.

Meine Leser werden mir die Beschreibung von allen den rührenden Ausbrüchen der Freude, des Danks gegen Gott und Friedenhold, und seine Schwester entlaßen: es ist nicht möglich das alles mit Worten auszudrücken, es muß empfunden werden.

Liebe Leser! denkt nur ja nicht, so etwas liese sich gut schreiben, aber obs auch würklich Leute gebe, die so handelten, das sey eine andere Frage! —

Liebe Freunde! ich versichere Euch vor Gott, daß es würklich Leute giebt, die so handeln, und wer in der That und Wahrheit ein Christ seyn will, der muß schlechterdings in allen solchen Fällen, im kleinen wie im grosen, es eben so machen, wie es Friedrich mit seines Schwiegervaters Vermögen gemacht hat, wenn er seelig sterben will. Friedenholds Verfahren war keine schuldige Pflicht aber da er keine Kinder und keine nahe Verwandten hatte, so war es schön, edel, und wahrhaft christlich.

Vielleicht wendet Ihr mir ein: Ja Friedenhold und Friedrich hatten gut wohlthätig seyn, sie hatten die Mittel, dazu! — Ey! denckt doch an die arme Wittwe, die nur einen Heller in den Gottes-Kasten legte, und was der Herr Christus dazu sagte: diese hat mehr gegeben als die andern alle! — seyd Ihr nur in Eueren kleinen Verhältnißen treu wohlthätig, das sieht Gott eben so gnädig an; er weiß ja wohl, was ihr könnt, und nicht könnt.

Einige Zeit nachher, als Friedrich bey Friedenhold eingezogen war, fand sich ein sehr feiner, ehrbar gekleideter, ganz unbekannter Mann von etwa 35 bis 36 Jahren zu Kirschenheim ein; er logirte im Wirthshauß, und hielt sich einige Wochen da auf, ohne mit irgend jemand Bekanntschaft zu machen. Nach den Polizey-Gesetzen hätte er sich nicht so lange da verweilen dürfen ohne seinen Namen, Stand, und den Zweck seines Auffenthalts der Obrigkeit anzuzeigen; allein sein

ehrwür-

ehrwürdiges und bedeutendes Ansehen bewog die Obrigkeit zur Nachsicht.

Endlich machte er bey Herrn Friedrich und seiner Frau einen Besuch, allein es war, als ob ihn die Rede stockte; wenn er etwas sagen wollte, so konnte er nichts als Thränen hervorbringen; zu Zeiten seufzte er, und sagte: Mein Gott! sie sind edle Menschen! — allein dabey bliebs auch. Indessen fieng er an eine Wohnung zu suchen, um sie zu miethen, jezt fand aber der Bürgermeister nöthig, seine Pflicht zu erfüllen, und den Fremden freundschaftlich zu ersuchen, ihm anzuzeigen, wer er sey, was seine Absicht seye, und warum er sich in Kirschenheim niederlaßen wolle? —

Das was davon bekannt wurde, war: Er sey ein Amerikaner, stamme aber aus Teutschland her, und sein Vorsatz wäre, seine Intressen ruhig in Kirschenheim zu verzehren, und wo er könnte, seinem Nebenmenschen gutes zu erzeigen; sein Namen sey Thomas More; es ist auch gar wohl möglich, daß der Burgermeister selbst weiter nichts von ihm erfuhr.

Kaum war dieser More ein viertel Jahr in Kirschenheim gewesen, als er gefährlich krank wurde; es schien sich mit ihm zur langwierigen Auszehrung anzuschicken, als Friedrich und seine Frau das erfuhren, so nahmen sie sich seiner an, sie besuchten ihn so oft sie konnten, und sorgten dafür, daß er einen guten Arzt bekam, und daß es ihm bei seiner guten Bezahlung auch nicht an guter Aufwartung fehlen möchte.

An einem schönen Nachmittag im Monath October, als die Sonne ihre Stralen schon sehr schief über die Erde hinwarf, die Schatten der Bäume lang über das falbe Gras hinlagen, und die gelben Blätter von den Bäumen herabknisterten; fiel es Friedrichs Rosalien heiß ein, den Herrn More zu besuchen; um des Wohlstands willen, bat sie ihren Mann sie doch zu begleiten, welcher ihr auch von Herzen gern diesen Gefallen that.

Als sie ins Haus traten, in dem er wohnte, und sie nach ihm fragten, so sagte man ihnen, er sey hinter dem Haus im Garten; sie giengen also zur Hinterthür hinaus, und fanden ihn im Schlafrock im Gang in der Mitte des Gartens auf- und abwandeln, man sahe ihm schon die würkliche Zehrung an: der Kopf war vorwärts gebeugt, die Schultern hoch, die Haare gerad herabhangend, die Knie steif, die Beine mager, und die Füße bis an die Knöchel geschwollen.

Dieser Anblick in Verbindung mit der hinwelkenden Herbst-Natur, machte einen so wehmüthigen Eindruck auf Herrn Friedrich und seine Frau, daß ihnen beyden die hellen Thränen über die Wangen herabliefen; sie nahten sich dem Herrn More sehr freundlich, und fragten nach seinem Befinden; ich befinde mich so leidlich, heute! antwortete er, und als er Thränen in ihren Augen sahe, so wurde er so innig und tief gerührt, daß er zur nächsten besten Ruhebank hinwanken, und sich setzen muste: nach einer kleinen Weile als er sich etwas wieder erholt hatte, sagte er: Kommen

sie, meine Lieben! wir wollen ins Haus gehn, ich muß etwas mit ihnen reden, Sie müßen das wissen ehe ich sterbe. Alle drey giengen also zusammen auf sein Zimmer, wo sie sich sezten, und wo nun More folgende Geschichte erzählte; er muste wegen Müdigkeit oft abbrechen, oft wurde auch sein zärtliches Gemüth so angegriffen, daß er einige Minuten kein Wort sprechen konnte.

Ich bin, fieng er an, als ein kleines Kind, das noch an der Mutterbrust liegt, nach Amerika gekommen; meine Mutter war gebürtig aus Teutschland — durch eine entsezliche Bosheit, wurde sie mit mir ihrem Säugling zu Schif gebracht, und nach Amerika geführt, um dort verkauft zu werden; dies gieng so zu: Meine Mutter war sehr schön, dies hatte einen reichen Offizier verleitet, sie zu heurathen; ein Jahr durch besuchte er sie oft Wochen lang, und dann verreiste er wieder; nach einem viertel Jahr schrieb er ihr, sie möchte doch mit ihrem Kinde in eine gewisse Seestadt kommen, die etwa 10 Stunden von ihrem Wohnort entfernt war — er habe da einige Wochen lang Geschäfte, damit er sie doch bey sich haben möchte; meine Mutter reiste mit mir dahin, er war sehr herzlich und freundlich. Nach einigen Tagen, als eben die Mittagsmahlzeit vorbey war, fieng er an: liebes Kind! ich bin auf ein Schiff zum Caffee gebetten, und du sollst auch mitkommen, gehe mit, und nimm auch das Kind mit, so kannst du desto ruhiger seyn! — Meine Mutter begleitete ihn recht gern, sie kamen auf das Schif, und wurden vom

Patron freundlich aufgenommen, und in eine Cajute (so heisen die Kammern die in den Schiffen sind) geführt, hier wurde nun Caffee getrunken, gelacht, und gescherzt; endlich gieng der Schifspatron mit meinem Vater hinaus, sie blieben sehr lang aus, es wurde Abend, meine Mutter fieng an sich zu ängstigen, sie gieng endlich hinaus, um sich zu erkundigen — allein wie erschrack sie, als ihr der Schifpatron sagte: geben Sie sich zufrieden Madam! sie fahren mit nach Amerika, dort giebts bravere und bessere Männer als ihr Officier, der ist schon länger als eine Stunde wieder am Land. —

Was er weiter gesagt hatte, das wuste meine Mutter nicht, ihr war hören und sehen vergangen und als sie sich wieder besonne, so lag sie im Bett, ich schlief neben ihr, und ein etwas ältlicher ansehnlicher Mann, den sie vorher nicht bemerkt hatte, saß neben ihr vor dem Bette. So wie sie erwachte, gieng das Wehklagen an, der Mann vor dem Bette hörte eine Weile zu, endlich fieng er dann an;

Liebe gute Frau! daß Sie weinen und klagen, das ist Ihnen nicht zu verdenken, denn sie sind schändlich behandelt worden; allein wenn Sie eine Christin sind, so müßen Sie auch wissen, daß Gott keine Leiden auflegt, die Er nicht auch tragen hilft, so bald man Ihn nur herzlich darum anruft — es ist ja ein wahres Glück für Sie, daß sie von einem solchen satanischen Böswicht befreyt sind. Aber waren Sie denn förmlich mit dem Menschen

verheurathet? Allerdings! antwortete meine Mutter; meine Eltern glaubten mir ein groses Glück zu verschaffen, und redeten mir also zu, bis ich endlich Ja sagte — Aber du guter treuer Gott! fuhr sie fort, in welcher Lage bin ich nun? — Ach mein Gott! meine Eltern! was werden sie sagen, u. s. w. Der Mann ließ sie eine Weile fort klagen, dann beruhigte er sie wieder mit christlichen Trostgründen auf die herrlichste Weise, und als er endlich alles aus ihr herausgelockt, und sich nun überzeugt hatte, daß sie nicht allein eine ehrliche, sondern auch eine fromme christliche Frau war, so sagte er zu ihr: liebe Freundin! beruhigen Sie sich ganz, ich will so für Sie sorgen, wie für mein Kind — der Schifspatron hat den Auftrag, sie in Amerika zur Sclavin zu verkaufen, ich will ihn fragen, wie viel er für sie haben will, ich bezahle es ihm dann, und so sind Sie mein, ich werde dann weiter für Ihren sorgenfreyen Unterhalt bedacht seyn. Und damit Sie um so viel ruhiger seyn können, so will ich Ihnen sagen wer ich bin: ich bin ein Kaufmann aus Philadelphia, und dort verheurathet, ich hab eine fromme, brave Frau, und vier zum Theil schon erwachsene Kinder, Sie können mit Ihrem lieben Säugling so lang bey uns bleiben, bis wir sie auf eine anständige Art untergebracht haben, und so bald wir nur die erste Gelegenheit dazu finden, so sollen Sie dann an Ihre Eltern schreiben, damit sie sich auch beruhigen können.

Dieser Mann, welcher Schaling hieß, wuste meine Mutter durch christliche Trostgründe, und durch seine liebreiche Anerbietungen so zu beruhigen, daß sie sich völlig zufrieden gab, und nun gern mit nach Pensylvanien reisie.

Die liebe seelige vortrefliche Mutter, konnte des Rühmens und Preißens der himmlischen Vatertreue nicht müde werden, wenn sie an diese Reise dachte, und sich dann vorstellte, wie Gott ihn in der schrecklichen Lage, in die eine Frauens-Person je gerathen kann, seinen Engel Schaling gesandt, der sie sicher und ohne das mindeste Ungemach nach Philadelphia und in den Schooß seiner Familie geführt habe.

Schaling redete also mit dem Schifspatron wegen meiner Mutter; so ein roher Mann dieser auch zu seyn schien, so hatte er doch einen Abscheu an diesem Handel, sobald als er erfuhr, daß meine Mutter eine fromme und honette Frau, nicht aber ein liederliches Offiziers-Mensch sey: denn für so etwas hatte er sie gehalten, und weil sie schön war, so hatte er dem Offizier — es wird mir so schwer ihn meinen Vater zu nennen — zehn Carolinen oder zehn englische Pfund für sie bezahlt.

Hier fuhr Friedrich auf, und sagte heftig: was! — der Offizier hat Geld für sie genommen?

More. Setzen Sie sich nur ruhig nieder, solche Gemüthsbewegungen sind mir unausstehlich! — Ja Freund! mein Vater hatte meine Mutter und mich an einen Schifscapitain verkauft, und das für 10 Carolin; diese zehn Carolin gab Herr

Scha-

Schaling dem Patron wieder: denn dieser schämte sich der Sache dergestalt, daß er keinen Heller Profit haben wollte.

Die Reise gieng sehr glücklich von Statten, sie kamen bald und gesund in Philadelphia an, und meine Mutter wurde von Schalings Frauen und Kindern wie eine Schwester aufgenommen und behandelt. Jezt schrieb nun meine Mutter an ihre Eltern ihre ganze Geschichte, die sich endlich auch beruhigten. Sie hatten den Offizier zu verklagen gesucht, allein, sie konnten ihn nicht ausfündig machen, und zu dem wurden Sie von Kriegsgericht nicht nur nicht angehört, sondern so gar ausgelacht. Dabey bliebs nun, und bald nachher sturben sie; ob nun noch Verwandten da sind, das weiß ich nicht; meine Mutter hatte noch einen Bruder und eine Schwester, an die sie verschiedenemal schrieb, aber nie eine Antwort erhielt, ich mag mich auch jezt nicht weiter nach ihnen erkundigen; ist Vermögen da, nun so mögen Sies behalten, ich verlange nichts von ihnen.

Ich hab Ihnen schon gesagt, daß meine Mutter schön und fromm war. Dies bewog einen reichen Pflanzer, der noch ledig und schon etwas bejahrt war, um sie anzuhalten; da er nun durch seine Gottesfurcht und Wohlthätigkeit allgemein bekannt und beliebt war, so gab ihm meine Mutter ihre Hand, und heurathete ihn.

Dieser mein Stiefvater hat mich erzogen, ich nahm aus Dankbarkeit gegen ihn und mit seiner Erlaubnis seinen Namen an, weil mir der Name

meines

meines natürlichen Vaters ein Abscheu war. Wir lebten in der allerglücklichsten Lage, höchst zufrieden zusammen, endlich starb meine Mutter; ein paar Jahr nachher wurde auch mein Vater schwächlich und endlich wurde eine Auszehrung aus seiner Krankheit; da ich nun ein sehnliches Verlangen hatte, die übrige Zeit meines Lebens in Teutschland zuzubringen, so vermachte mir mein Vater 2000 Pfund Sterling (22000 Gulden) und alles Uibrige verwendete er zu wohlthätigen Stiftungen.

Bald hernach starb der edle Mann, ich besorgte Alles was zu besorgen war, und reiste dann nach Teutschland. —

Herr More wurde nun auf einmal so bewegt, daß er Herrn Friedrich und seine Frau bat, ihn zu verlaßen, bis er sich wieder erholt hatte: denn das was er nun noch zu sagen habe, würde einen Auftritt verursachen, der ihm leicht einen Blutsturz zuziehen, und das Leben kosten könne. Dann bat er ferner, sie möchten doch nicht eher wieder zu ihm kommen, bis er sie darum ersuchte.

Friedrich und seine Frau waren äusserst gespannt, und sie hätten gern das Ende von seiner Erzählung gehört, allein Pflicht und Wohlstand geboten, sich zu entfernen. Sie giengen also nach Haus, und legten sich nun aufs Vermuthen, und Errathen, allein das half alles nichts, sie mustens eben abwarten.

Zween Tage nachher schickte More ein versiegelt Papier an Friedrich, er öfnete es und fand nun folgende Fortsetzung seiner Erzählung.

Mein

Mein Plan war, in Teutschland meinen eigentlichen Vater aufzusuchen, mich in seiner Nähe aufzuhalten, wenn er noch lebte, ohne mich ihm zu erkennen zu geben; fände ich dann endlich, daß es auf eine oder andere Weise nüzlich seyn könnte, ihm zu sagen wer ich sey, so würde ichs mit der gehörigen Schonung thun, wäre er aber noch ein Bösewicht, wie ehmals; so würde ich mich eben so unerkannt wieder entfernen als ich gekommen war. Mit diesem Vorsaz gieng ich nach B..... wo er damals in Diensten gestanden hatte; nun erfuhr ich, wo er gebürtig her war — ich reiste dahin — das ist! hieher! Ach lieben Herzen! faßt Euch! — Pfifferling war mein Vater!

Wie Friedrich und Rosalien hierbey zu Muth war, das läßt sich denken — also noch eine schreckliche Missethat mehr! Rosalie lief in der Stube umher, rung die Hände, und rief: Herr Jesus Christus erbarm dich der armen Seele! — Endlich verdrängte dann doch die Freude einen braven Bruder gefunden zu haben, jenen Kummer — allein der Gedanke, daß sie ihn bald wieder verlieren würden, hüllte den Sonnenstrahl jener Freude wieder in ewige Nacht ein.

Gern wäre nun Rosalie alsofort hingelaufen, um ihren Bruder an ihr Herz zu drücken, allein eben dieser Auftritt wars, den More fürchtete, sie muste sich also gedulten, bis er sie zu sich bat.

Fried-

Friedrich las nun die Erzählung vollends aus; More fuhr fort: Auf dem Wege hieher, erkundigte ich mich allenthalben nach Pfifferling, dem ehmaligen Kriegscommissär und je näher ich kam, desto schrecklicher war das Gerücht von ihm; in S..... erfuhr ich endlich, daß er gestorben sey, und was Ihr Lieben mit seinem Vermögen angefangen hättet; wie mich das erfreute und beruhigte, das kann ich Euch mit Worten nicht beschreiben: der Haß, der sich in meiner Seelen gegen meinen Vater, durch das Andenken an seine Ungerechtigkeiten und Gräuelthaten erzeugte, verlosch nun ganz. — Ja ich verzeihe ihm nun von ganzem Herzen — und rufe unablässig in meinem Innersten um Erbarmung für seine arme Seele — Gröser Gott! wäre doch seine Rettung nur noch möglich!

Lieber Bruder! und liebe Schwester! — ich bin am Thor der Ewigkeit, und sehe schon von ferne den ewigen Morgen schimmern, ich sollte Euch beyde billig zu Erben meines Vermögens, das jezt noch aus 20,000 Gulden besteht, einsetzen; aber ach! seyd so gütig! erlaubt mir doch, daß ich auch meinem armen Vater dieses Geld zum Opfer bringe — Ach könnt es doch ein Sühn-Opfer seyn! — ich will mit meiner Verlassenschaft die hiesige Schule beschenken, mit dem Beding, daß allemal ein würdiger gelehrter und frommer Mann zum Schullehrer angestellt werde; dieser soll dann jährlich 600 Gulden haben, und dafür alle Kinder umsonst unterrichten; die übrigen Intressen

vom

vom Capital sollen dazu angewendet werden, daß die Schulgebäude in gutem Stande erhalten, und die armen Kinder mit den nöthigen Schulbüchern und Schreibmaterialen versehen werden.

Hier sehen Sie, lieber Bruder! meinen unveränderlichen lezten Willen; haben Sie nun die Güte, Edler, in solchen Sachen erfahrner Mann! nach meinem Tode das alles nach Ihren besten Einsichten auszuführen.

Friedrich und Rosalie freuten sich von Herzen über diesen Entschluß — sie antworteten dem guten Bruder sehr liebreich in einem Brieschen, und bezeugten ihm, daß ihnen das alles sehr lieb und angenehm sey.

Nach ein paar Tagen ließ More die beyden wieder zu sich kommen; der Willkomm läßt sich besser empfinden als beschreiben.

Erlaubt mir meine lieben Leser! daß ich hier eine Erinnerung einschalte: Denkt nur nicht, daß ich Euch hier Sachen schreibe, die gar zu übertrieben sind — sagt nicht, der Herr More hätte das nicht nöthig gehabt, daß er mit seinem Geld eine Freyschule stiftete, denn sein Geld war ja rechtmäsig erworben — und Pfifferling hatte ja mit dem allem nichts zu thun — Allerdings hatte Herr More die Pflicht auf sich, seines Vaters Ungerechtigkeiten tilgen zu helfen: denn wie viele waren der noch, die weder Friedrich noch More wusten, und die sie also auch denen die Pfifferling

betro-

betrogen hatte, nicht wiedergeben konnten? Ach Gott! Meine Lieben! nehmt doch dergleichen Sachen nicht so auf die leichte Schulter! — Ihr wollt ja doch gerne seelig werden, wenn Ihr sterbt, und wie bald ist Euer Leben verflossen — nun glaubt mir gewiß, daß Ihr nicht seelig werden könnt, so lang Ihr noch mit Wissen und Willen einen ungerechten Heller, geschweige Geld und Güter besizt, die Ihr mit Unrecht an Euch gebracht habt; ihr müst das alles dem wieder geben dem es gehört, und wenn Ihr das nicht thut, so werdet Ihr gewis ewig verdammt; könnt Ihr aber die Leute nicht mehr ausfindig machen, denen es gehört, oder wißt Ihr die waren Eigenthümer und ihre Erben nicht, so prüft Euch, ob es kein Mittel mehr gebe sie zu finden? — findet Ihr keins, so gebt dann all das ungerechte Gut den Armen, dies sieht dann der liebe Gott auch gnädig an, und wenn Ihr dann übrigens Euch bekehrt, und christlich lebt, so könnt Ihr doch noch aus Gnaden um Christi willen seelig werden.

Tröstet Euch nur ja damit nicht, daß Christus für die Sünder gestorben sey, und daß Er auch Euere Sünden durch sein Leiden und Sterben getilgt habe — Ja Er hat auch Euere Sünden durch sein Leiden und Sterben getilgt, aber dann erst wenn sie Euch von Herzen leid sind, und Ihr Euch bekehrt; nun kann man ja unmöglich sagen, der Betrug oder der Diebstahl sey einem leid, oder man habe sich bekehrt, wenn man immer im Betrug oder Diebstahl beharrt, und das

behält,

behält, was man so ungerechter Weise erworben hat.

Sagt mir einmal liebe Leser! aber prüft Euch, und bedenkt es recht! wenn Euch einer um 100 Thaler betrogen hätte — wärt Ihr dann damit zufrieden, wenn der Betrüger sagte: es thut mir herzlich leid, daß ich Dich betrogen habe, ich will es auch nicht mehr thun, ich habe mich nun bekehrt, und der liebe Gott wird mir meine Sünden um Christi willen verzeihen, verzeihe du mir auch! — würdet Ihr nicht vielmehr sagen: Ja! wenn du mir erst die hundert Thaler wieder gegeben hast, darnach reden wir dann von verzeihen und bekehren. Oder würdet Ihr nicht wünschen, daß der, der Euch betrogen hat, Euch wieder gebe, was er Euch mit Unrecht abgezwackt hat? — Nun wenn Ihr das wünscht, und für Recht haltet, so thut es auch selbst.

Wenn Ihr auch selbst niemand betrogen, keinem Menschen Unrecht gethan habt, und Ihr besizt ungerechte Güter, die Ihr auch mit Recht geerbt oder auch erblich gekauft haben könnt, so seyd nur gewis versichert, daß der Fluch des Allmächtigen drauf ruht, und daß Ihr gewis keinen Seegen damit haben werdet — wenn Ihr anders gewußt habt, daß der, von dem Ihr sie erbtet, oder kauftet, sie durch Betrug an sich gebracht habe; und wußtet Ihr es nicht, erfahrt es aber hernach, so müßt ihr die ungerechten Güter bey Heller und Pfenning wieder an den rechten Mann bringen

Ihr sagt ja selbst im Sprichwort: Unrecht Gut gedeiht nicht! und: Unrecht Gut kommt nicht an den dritten Erben!

Wenn Ihr aber auch das alles gethan, alles unrechte Gut wieder an seinen wahren Eigenthümer gebracht habt, oder wenn Ihr ihn nicht wußtet, es zum besten der Armen verwendet habt, so müßt Ihr noch nicht denken, jezt könntet Ihr ruhig und seelig sterben — Nein! Meine Lieben! das ist noch bey weitem nicht gnug, zum Seeligwerden wird weit mehr erfordert, als daß man niemand betrügt, oder keine grobe Laster an sich hat — Wer in den Himmel kommen will, der muß himmlisch gesinnt seyn; Ihr könnt das von Herrn More lernen, wenn Ihr nun weiter lesen werdet.

Herr More schien sich zu Zeiten wieder zu erholen, so daß jedermann glaubte, er würde wieder besser werden, allein es wollte denn doch nicht recht stand halten, doch brachte er noch den Winter so ziemlich durch.

Noch muß ich bemerken, daß er seinen Schwager Friedrich und seine Schwester dringend gebeten hatte, vor seinem Tod keinem Menschen zu entdeken, daß er Pfifferlings Sohn sey. Dies wurde, wie leicht zu denken ist, auch heilig gehalten. Er blieb also Herr More so lang er lebte.

Der Candidat Eberhard war, wie oben gemeldet, durch seine Unterredung mit Herrn Friedenhold ziemlich zum Nachdenken gekommen, nun lernte er auch den Herrn More kennen, der ihm so ausserordentlich wohl gefiel, daß er wöchentlich wohl drey- bis viermal zu ihm gieng, und ihn

freund-

freundschaftlich besuchte. More merkte wohl, wo es ihm noch fehlte, auch hatte ihm Friedrich schon den ganzen Character dieses braven jungen Mannes geschildert, daher beschloß Herr More zu versuchen, ob er ihn nicht vollends zur völligen Uiberzeugung des wahren Christenthums bringen könnte: An einem Nachmittag in der Charwoche, es war auf den grünen Donnerstag, kam der Candidat auch zu Herrn More, und da sich dieser jezt ziemlich wohl befande, so knüpfte er folgendes Gespräch an:

More. Haben Sie heut gepredigt? Herr Candidat!

Der Candidat. Nein! ich werde morgen predigen.

More. Ja so! morgen ist Charfreitag; was haben Sie für einen Text gewählt?

Der Cand. In der Fasten müßen wir über die Leidensgeschichte predigen; folglich hab ich morgen Ev. Joh. 19. v. 25 — 30. wo Christus dem Johannes seine Mutter empfielt, mit Essig getränkt wird und dann stirbt.

More. Darf ich so frey seyn zu fragen, was sie für einen Lehrsaz aus diesem Theil der Geschichte zur Erbauung Ihrer Zuhörer gewählt haben?

Der Cand. Ich werde das Beyspiel Christi, in Ansehung seiner kindlichen Liebe zu seiner Mutter, besonders dringend zur Nachahmung empfehlen; ich habe dazu einen ganz besonders wichtigen Grund: nämlich, in hiesigen Gegenden herrscht eine solche Vernachläßigung der Liebe und Ehrfurcht der Kinder gegen die Eltern, daß sie sich öfters an

ihnen vergreifen, und sie wohl gar im Alter Mangel leiden laßen.

More. Das ist ja erschrecklich! schweigt denn die Obrigkeit dazu still?

Der Cand. Nein! sie straft solche Kinder — wenn die Eltern klagen, aber das geschicht selten.

More. Ey mein Gott! darauf muß ja die Polizey acht haben, und selbst der Kläger seyn — das ist ja ein Hauptfehler; aber das wars nicht, wovon ich jezt mit Ihnen reden wollte. Wird denn dieser Lehrsaz: nämlich, das Beyspiel Christi in der kindlichen Liebe — Ihre ganze Predigt ausmachen?

Der Cand. Ja wohl! ich meine daß ich wohl eine ganze Stunde darüber mit Nutzen werde reden können.

More. Daran ist nicht zu zweifeln, aber Sie haben ja das ganze Jahr durch so viele Predigttage, die keiner besondern Feyer gewidmet sind, an welchen Sie solche äusserst nüzliche Predigten halten können, aber es giebt im Jahr nur einen Charfreytag — ein Feyertag, der unter allen bey weitem der Wichtigste ist, weil Christus an diesem Tage den Zweck seiner Sendung vollbracht hat; ich dächte da sollten Sie doch lieber die Worte des Herrn: Es ist vollbracht — welche auch in dem nämlichen Stück der Geschichte vorkommen, gewählt haben. Die allerwichtigste Glaubenslehre der Christen, vom Leiden und Sterben des Erlösers für die Sünden der Welt müßte doch warlich! an einem solchen Tage, der eigentlich zur

Feyer des Todes Jesu von jeher bestimmt ist, der Hauptgegenstand der Predigten seyn.

Der Cand. Ja! das ist nun eben ein Punct, wovon viel zu sagen wäre — in diesem Stück bin ich mit mir selbst noch nicht auf dem Reinen.

More. Wie so denn? Herr Candidat!

Der Cand. In der gewöhnlichen Vorstellung von der Erlösung durch Christum liegt so viel Vernunftwidriges, daß mans unmöglich so dem Buchstaben nach glauben kann, wie es Christus und die Apostel ausdrücken.

More. Das wär doch arg! — was kommt Ihnen denn besonders Vernunftwidrig vor?

Der Cand. Das Hauptsächlichste ist mir immer: Daß Gott nicht anders habe die Sünde vergeben können, als wenn ein höchst unschuldiger Mensch den schmerzlichsten Tod für die Sünder litte; diesen Tod wolle dann Gott so ansehen, als wenn der Sünder ihn selbst ausgestanden habe. Dies kommt mir ganz ausserordentlich widersinnig vor.

More. Lieber Freund! hören Sie ein Gleichnis, und dann sagen Sie mir, ob das auch widersinnig, und Vernunftwidrig ist: Gesezt eine Mutter hat ein Kind, das noch an ihrer Brust trinkt, nun wird aber das Kind sehr elend, und unheilbar krank! die Mutter meint sie müste für Leid vergehn, allein kein Arzt kann dem Kind anders helfen, als durch eine sehr schmerzhafte Cur, die die Mutter selbst an ihrem eigenen Körper vornehmen lassen muß, damit ihre Milch die Heilkraft

bekommt, wodurch das Kind gesund werden kann. Ist das nun widersinnig?

Der Cand. Nein! das ist keineswegs widersinnig, aber wie paßt das nun auf Christum und seine Erlösung?

More. Lieber Freund! es paßt so viel, daß es beweist, die Lehre von der Gnugthuung Christi laße sich auch — wenn es darauf ankomme, vernünftig, und philosophisch erklären: denn wenn man annimmt, Christus habe sich selbst durch sein ganzes Leben, Leiden und Sterben, durch Unterstützung seiner göttlichen Natur, fähig gemacht, daß Er nun durch seinen Geist die verlohrnen Kräfte des Menschen zum Guten stärken, folglich den der sich ihrer nur treulich bedient, heilig und seelig machen kann, und daß Er nun durch eben diesen Geist auch so weise regiert, daß nach und nach die Folgen der Sünde zu lauter nützlichen Zwecken würden, wie wir davon ein lebhaftes Beyspiel an Herrn Friedrichs Verfahren mit seines Schwiegervaters Vermögen haben — ich sage, wenn man dies alles annimmt, sich die Sache so vorstellt, so kann die Vernunft nichts dagegen einwenden.

Der Cand. Das ist richtig! aber wer bürgt mir nun dafür, daß es auch würklich so ist? — Wenn die Bibel die Quelle übersinnlicher Wahrheiten seyn soll, so muß ich sagen, daß Sie die Sache in ganz andern Vorstellungen vorträgt.

More. Nun so vernünfteln Sie dann auch nicht! sondern glauben Sie der Bibel!

Der Cand. Sie haben ganz recht! aber dann kommen wir wieder auf Sachen, die der gesunden Vernunft anstößig sind.

More. Lieber Herr Candidat! geben Sie Gott und der Wahrheit die Ehre, und hören Sie mir nur einmal mit angestrengter Aufmerksamkeit zu, und unterbrechen Sie mich nicht, bis ich fertig bin: Der natürliche Mensch vernimmt nicht die Dinge die des Geistes Gottes sind, sie sind ihm eine Thorheit — das ist: sie kommen ihm widersinnig, Vernunftwidrig, ja gar abgeschmackt vor — er kann sie nicht begreifen. Dies ist nun auch der Fall mit dem ganzen Erlösungs-Geschäfte, und mit der Bekehrung und Erneuerung des Menschen zum Ebenbild Gottes. Beherzigen Sie nur einmal das Gespräch Christi mit Nikodemus, Joh. 3 — hier sagt der Herr: der in Adam von Gott abgefallene Mensch müße von neuem gebohren, ein ganz anderer, zu allem Guten geneigter, oder ganz umgeschaffener Mensch werden. Dies kam auch den natürlichen Nikodemus ungemein thöricht vor, ich meine, ich sähe es, wie er so vernünftig lächelt und sagt: Wie soll das hergehn? — Christus aber fährt ganz ruhig fort, und sagt: Du spürst doch wohl, wenn der Wind geht, das fühlst du, aber wo eben der Wind den du fühlst entsteht und wo er endlich aufhört zu wehen, das weist du nicht — Siehe, so ist es auch gerade mit der neuen Geburt, wovon ich dir eben sagte: der Mensch spürt Veränderung in seiner Seele, er bekommt Lust zum Guten, anstatt daß es ihm vorhin ein Eckel war, alle weltliche Dinge, die ihm sonst Freude machten, die werden ihm gleichgültig und er liebt nun Gott und Menschen von Herzen — wo nun dieser himmlische Wind herkommt, wie das

das alles zugeht, davon weiß er kein Wort, er begreift es auch nicht, und doch fühlt er so gewiß wie etwas, so gewiß er sein eigenes Ich fühlt, daß das alles in ihm vorgehe.

Der natürliche Nikodemus begreift aber auch dies eben so wenig; denn er antwortete: Wie können solche Dinge geschehen? — hierauf giebt ihm dann Christus den Verweiß — du bist ein Gottesgelehrter, und das in Israel, in dem Volk, das die zuverläsigsten sinnlichen Erfahrungen von den Offenbarungen Gottes hat, und schriftlich besizt, und weißest das nicht einmal?

Sehen Sie, lieber Herr Candidat! das ist nun auch jezt noch der Fall mit allen Nikodemen unserer Zeit; ehmals und auch zum Theil noch jezt, mochten viele nicht weiter forschen, theils aus Gemächlichkeit, theils aus Furcht für ihren Vorgesezten, auch wohl aus Furcht sie möchten in Zweifel gerathen, sie blieben also Nikodemuse und glaubten ruhig fort, was die Kirche glaubte, viele kamen dann endlich auch noch, eben so wie Nikodemus zum wahren lebendigen Glauben.

Heut zu Tage ist das aber nun ganz anders: jezt haben nun die natürliche Menschen die Dinge die des Geistes Gottes sind in Untersuchung gezogen, und die göttliche Thorheit vor den Richterstuhl ihrer Weisheit gestellt, jezt muß sich nun die Weisheit rechtfertigen laßen von ihren Kindern.

Lieber Freund! es giebt nur einen Weg, zur Gewisheit in den Dingen die des Geistes Gottes sind, zu gelangen und das ist die lebendige Erfahrung: und da ist es nun eben übel, daß keiner

sich schämt die Erfahrung nicht zu haben; ausgemacht wahr ist es, daß nur der wahre Christ aus Erfahrung die Gewisheit des Glaubens haben kann, und daß derjenige, der die Gewisheit des Glaubens nicht hat, sie auch noch nicht erfahren haben kann, folglich auch noch kein wahrer Christ ist; sagt man das nun jemand, der noch zweifelt, aber doch immer ein Christ seyn will, so empört sich sein ganzer Stolz, und anstatt in sich zu gehen, sich genau zu prüfen, und den wahren Weg des richtigen evangelischen Glaubens einzuschlagen, wälzt er lieber die ganze Schuld auf die Bibel, dreht, zerrt, und erklärt so lang daran, bis sie ihm entweder gar nichts mehr gilt, oder nur das sagt, was er gesagt haben will.

Es geht mit der himmlischen Wahrheit der Religion genau so wie mit einer alten Medizin, die durch tausend Erfahrungen bewärt ist, woran aber die studirten Aerzte immer tadeln, und sagen, sie sey weder der Natur noch der Vernunft gemäß, und doch wird jeder der sie ordentlich braucht, gesund. Wer also gewiß seyn will, daß die Medizin ächt ist, der muß sie brauchen. Ich stehe an den Thoren der Ewigkeit, und ich hab keine Hofnung mehr länger zu leben — Ach Freund! wie schrecklich würde mir jezt zu Muth seyn, wenn ich nicht mehr Gewisheit des Glaubens hätte als Sie! — denn auch der gröste Zweifler — ist doch noch immer Zweifler — das heist: er muß doch gestehen, daß die Bibel, so wie sie da ist, wahr seyn könne, und wenn sie nun wahr ist, so wird dann auch an ihm erfüllt, was die Bibel ihm und seines gleichen droht. Ich bin noch ein junger Mann, erst etliche und dreisig

Jahr alt, und stehe doch schon mit einem Fuß im Grabe: lieber Herr Candidat! wie leicht kann Ihnen das auch überkommen und wenn sie dann an meiner Stelle stünden, o wie seicht und wie elend würde Ihnen dann Ihre Philosophie, und wie unvernünftig Ihre jezige Vernunft vorkommen — Gott! wie sehr würden Sies bereuen, das Ungewisse für das Gewisse gewählt zu haben! — Auf dem Punct wo ich jezt stehe, tretten mir alle Sünden meines ganzen Lebens vor die Augen, da wird keine vergessen, mein Gewissen zieht sie alle vor seinen Richterstuhl, da ist keine gering, und die Entschuldigung, wir sind schwache Menschen — kommt mir wie eine Lästerung vor — du hättest stark werden können! — schreit einem dann das Gewissen mit starker Stimme entgegen, aber deine sinnliche Bequemlichkeit war dir lieber und du hast nicht gewollt. Wenn ich da nun keinen Erlöser hätte, was würde dann aus mir?

Lieber Freund! verlaßen Sie sich ja nicht auf die einzelnen Beyspiele, daß Zweifler doch ruhig und freudig mit Zuversicht gestorben sind; dies kann auch bey den grösten Böswichtern der Fall seyn. Ach! es ist eine grose Wohlthat, wenn das Gewissen disseits des Grabes noch aufwacht und den armen Sünder zum Zufluchtnehmen zu Christo treibt; er kann dann noch wie ein Brand aus dem Feuer gerettet werden.

Hier brach More ab, um sich nicht zu sehr abzumatten, der Candidat saß noch eine Weile, und dachte nach; endlich fieng er an: Herr More! erlauben Sie mir nur noch ein Wort! dann will

ich

ich Sie auch für heute nicht weiter bemühen: Ich bin mir bewust, daß ich von ganzem Herzen die Wahrheit suche, und von ganzem Herzen gern glauben will, was ich glauben muß: sagen Sie mir nur, was ich denn nun thun, wie ichs anfangen muß?

More. Wenn Ihnen das ein wahrer Ernst ist, so beten sie unabläßig um die Erkenntnis der Wahrheit, hören sie nicht auf den Vater des Lichts um Erleuchtung zu bitten, und dann wachen Sie sorgfältig über alle Ihre Gedanken, Worte und Werke. Wenn Sie in dieser Gesinnung beharren, so werden Sie endlich gewiß erhöret werden.

Jezt nahm der Candidat Abschied, und gieng fort. Wahr ist es, auch dies Gespräch hatte ihn wieder der Wahrheit näher gebracht, aber am eigentlichen Entschluß das Evangelium von Jesu Christo, so wie es da ist, anzunehmen, daran fehlte es noch sehr; der Verstand war vorbereitet, aber noch war das Herz kalt. Indessen wer ernstlich will, der bleibt gewiß nicht zurücke: denn der Vater der Menschen will, daß jeder, dem es nur ein Ernst ist, seelig zu werden, auch seelig werden soll. Es fehlte also dem Candidaten nur noch eine Herzens-Erschütterung, und siehe sie kam! —

Der Amtmann Birkenfeld im Kirschenheim hatte einen Sohn, der mit dem Candidaten Eberhard von gleichem Alter war; er hatte auch zugleich mit ihm studirt, sie waren von der Wiegen an gute Freunde gewesen, und auf der Universität hatte sich diese Freundschaft noch fester

gegrün-

gegründet. Der junge Birkenfeld war Advokat, und ein braver rechtschaffener junger Mann.

Bey einer gewissen Gelegenheit war dieser junge Mann zu Geisenfels gewesen, und hatte sich im Tanzen erhizt und darauf kalt getrunken, wodurch er sich eine Lungen-Entzündung zugezogen hatte, die in Vereiterung, folglich in eine völlige Lungensucht übergieng. Alle Mittel wurden angewendet, und alle Aerzte in der ganzen Gegend gebraucht, aber vergeblich, und der lezte erklärte ihm rund heraus, er solle sich nur bereit machen: denn Menschenhülfe sey aus. Anfänglich schien ihm das nicht so sehr zu erschrecken und seine Antwort war; in Gottes Namen! ich bin bereit; bey fernerem Nachdenken über seinen Zustand aber, überfiel ihn eine Angst, die von Tag zu Tag zunahm, und endlich so schrecklich wurde, daß man ihn bewachen muste. Sein Freund! der Candidat Eberhard besuchte ihn oft, und tröstete ihn auf die gewöhnliche Art, daß er ja rechtschaffen und ehrbar gelebt habe, daß es Gott mit dem Menschen so genau nicht nehmen werde, sonst würde ja kein Mensch seelig u. s. w. denn wurde Birckenfeld mürrisch, und endlich sagte er: Wenn du keinen bessern Trost weißt, so bleib zu Hauß, ich weiß besser wer ich bin, und was ich bin! dies befolgte dann auch der Candidat und blieb zu Haus, indessen konnte er denn doch auch nicht ruhig seyn: denn er sahe, welch eine grose Lücke in seiner Theologie, und Amtsführung noch auszufüllen sey. Mit seinem Vater sprach er nicht gern über solche Gegenstände, denn der betrübte sich zu sehr, er weinte,

rung

rung die Hände und lamentirte, daß sein Sohn nicht besser gerathen seye. Indessen wurde es mit dem jungen Birkenfeld so arg, daß es kaum mehr auszuhalten war, und es war zu befürchten, daß er durch seine schreckliche Unruhe, Kämpfen, und Ringen, sich einen schleunigen Tod zuziehen würde. Endlich verlangte er noch einmal seinen Freund, den Candidaten Eberhard zu sich, dieser wurde gerufen und er kam; so wie er in die Stube trat, rief ihm der Kranke mit holer heiserer Stimme zu: Freund! weißt du denn in der ganzen weiten Welt kein Mittel — weißt du keins im Himmel und auf Erden, wie ich nur der Verdammniß entgehen könne, vom Seeligwerden will gar nicht sagen, darauf hab ich längst Verzicht gethan?

Der Cand. Lieber, Lieber Birkenfeld! um Gotteswillen beruhige dich doch! — Gott ist ja die ewige Liebe! — Er ist gewis barmherzig!

Plözlich unterbrach ihn der Kranke mit Heftigkeit und versezte: Wenn du nichts bessers weißt, so schweig! — bedenk nur wie viele Worte ich in der Welt geredet habe, die in den Seelen derer die sie hörten, sündhafte Gedanken erweckten, die dann wieder zu Wort und That wurden, und wieder andere zur Sünde reizten und so geht das noch immer fort — jede Sünde die ich begangen, heckt immer neue Sünden aus, und das geht so in Ewigkeit fort; nun denke nur darüber nach, Freund! wie manch unnützes Wort ich in der Welt geredet, wie vieles ich täglich und stündlich gethan habe, das die schädlichsten Folgen hat — o mein Gott! mein Gott! meine Sünden ste-

hen

hen wie ungeheure Berge vor mir, die täglich höher, und immer unübersteiglicher werden! Und dann bedenke auch noch das, Freund! ich bin stolz, ich kann niemand neben mir sehen, der mehr ist als ich, ich liebe eigentlich niemand als mich selbst, und darum liebe ich auch nur diejenigen die mich lieben, und mir viel schönes sagen, aber wer mir auch aus wahrer Liebe etwas zuwider sagt, über den werde ich böß, und ich möchte mich gern an ihm rächen, wenn ich nicht fürchtete, meine Ehre dadurch zu verlieren; wenn ich den Armen etwas gebe, so geschieht das nur blos, entweder um ihrer loß zu werden, oder das Vergnügen meiner eigenen Wohlthätigkeit zu genießen, und dann hab ich auch gar gerne, wenn es auch andere Leute erfahren, und mich für liebreich, fromm und wohlthätig halten, u s. w. Sag mir Freund! wie ist es nun möglich, daß ein solch Wesen in den Himmel kommen, und mit den seeligen Geistern leben und umgehen kann?

Der Cand. Wenn du es so nimmst, so wird kein Mensch seelig.

Der Kranke. Geh nach Haus! wenn du nichts Besseres weißt — ich fühle sehr tief in meinem Innersten was ich wohl hätte seyn und werden können, und auch hätte werden müßen, wenn ich nur gewollt hätte. — O Gott! wie viele gute Menschen hab ich gekannt, die gewiß seelig geworden sind! und ich Unglücklicher stehe nun da vor der dunkeln Pforte, wo jeder hinein, aber keiner heraus geht, und bin gewiß daß mein ewiges Schicksal schrecklich seyn wird! —

Die-

Dieses grose und wichtige Sündenbekänntnis des kranken jungen Mannes machte einen tiefen Eindruck auf den Candidaten — Ja es ist wahr! sagte er in sich selbst — so ist es, die Sünden erzeugen Sünden, und vermehren sich ins Unendliche, sie hören in Ewigkeit nicht auf zu würken — ja es ist ein Erlöser nöthig! — und dann, dachte er ferner, ist es auch wieder nicht möglich, daß ein gewöhnlicher Mensch, mit seinen Leidenschaften seelig werden kann. Du hast recht Birkenfeld! fieng er endlich an, du hast mich überzeugt, aber es ist noch Rettung möglich — ist es dir recht, wenn ich meinen Vater bitte, daß er dich besucht, so kannst du ihm eure Sänfte schicken, und ihn holen laßen. Birkenfeld bedachte sich eine Weile — dann sagte er: Ob ich schon nicht glaube, daß ich noch gerettet werden könne: denn ich halte es für unmöglich — so will ich doch auch das noch versuchen, und ihn holen laßen.

Hierauf nahm der Candidat nun Abschied, gieng nach Hauß, und erzählte seinem Vater alle Worte die der Kranke zu ihm gesagt hatte — jezt nahm der alte Pfarrer **Eberhard** seine Kappe ab, faltete die Hände, blickte empor, und sagte: Dir Dank ich, mein Gott! daß du mich erhöret, und mir nur noch einmal in meinem Leben Gelegenheit verschaft hast, die würksame Kraft der Erlösung durch deinen eingebohrnen Sohn Jesum Christum in aller ihrer Stärke zu zeigen, dann wendete er sich zu seinem Sohn und sprach: Wenn du heut Glauben hast, mein Sohn! so wirst du die Herrlichkeit Gottes sehen.

Jezt wars als ob der alte Apostel neue Kräfte bekäme, er ließ sich seine Amtskleider bringen, zog sie an, und erwartete nun die Sänfte; diese kam zur bestimmten Zeit, und so wurde er dann zum Kranken getragen; daß der Candidat mitgieng, das brauch ich wohl nicht zu erinnern. So wie der Pfarrer ins Amthauß kam, so fanden sich auch die äusserst betrübten Eltern in der Krankenstube ein, um diesen Besuch beyzuwohnen. Der Pfarrer sezte sich dem Kranken gegen über, und fieng nun an:

Lieber Herr Birkenfeld! ich hab Sie getauft, catechisirt, und zum Abendmal confirmirt — nun höre ich von meinem Sohn, daß Sie Ihre Sünden ängstigen, und daher an ihrer Seeligkeit zweifeln — haben Sie denn das Alles vergessen, was Ihnen die Religion Jesu in Ihrer Lage anräth?

Der Kranke. Ich habs eben nicht vergessen, aber nachdem ich studirt, und allerhand Schriften gelesen habe, so kann ichs nicht mehr glauben, folglich auch auf meinen Zustand nicht anwenden.

Der Pfarrer. Das kann ich wohl denken! — aber glauben Sie denn, Sie seyen der einzige Mensch in der Welt, der keine Hofnung habe seelig zu werden?

Der Kranke. Es kommt mir fast so vor, und wenn ichs doch recht bedenke, so giebt es noch grösere Sünder und Böswichter wie ich, aber wie es denen auch gehen wird — ! —

Der Pfarrer. Obs grösere oder kleinere Sünder giebt wie Sie, darauf kommts hier nicht an: denn wir Menschen sind alle von Natur so verord-

verdorben, daß es nur auf die Umstände ankommt, ob wir die grösten Böswichter werden oder die kleinsten, im Grund sind wir alle gleich.

Der Kranke. Ja Herr Pfarrer! Sie haben recht! das seh ich ein, wär ich in die Gelegenheit gerathen, von Jugend auf versäumt, aus einer bösen Gesellschaft in die andere geschleudert worden, ich hätte auf dem Hochgericht, am Galgen sterben können.

Der Pfarrer. Ganz richtig! und ich auch, wenn mich die göttliche Barmherzigkeit nicht bewahrt hätte.

Der Kranke. Ja Herr Pfarrer! wenns darauf ankommt, warum hat Sie mich denn nicht bewahrt?

Der Pfarrer. Lieber Freund! wie können Sie so reden? hat sie Sie denn nicht so gütig geleitet, daß Sie nicht an den Galgen gekommen sind? — bedenken Sie wohl! ist das nicht Gnade und Erbarmung vom lieben himmlischen Vater, daß Er Ihnen eine edle christliche Erziehung hat geben laßen, und sie so geleitet hat, daß sie nicht ein noch gröserer Sünder geworden sind?

Der Kranke. Ach ja wohl! aber das macht mich nun eben verdammungswürdig, daß ich alle diese Wohlthaten schlecht benuzt habe; und warum hat mich die göttliche Barmherzigkeit denn nicht für allen Sünden bewahrt?

Der Pfarrer. Weil sie ein frey erschaffenes Wesen nicht zwingen will, und auch Ihrer Natur nach nicht kann. Aber ich höre ja da mit Verwunderung, daß Sie sich für Verdammniswür-

dig erklären; das paßt ja in das philosophische System nicht, das Sie anstatt des Christenthums angenommen haben; woher wissen Sie denn daß Sie Verdammniswürdig sind?

Der Kranke. Ach Herr Pfarrer! das ist bey mir keine Sache des Kopfs — oder wie soll ich sagen? — der Uiberlegung — ich fühls, und weiß es so gewiß als ich bin; es ist etwas in meinem Wesen, das mir auf das allergewisseste zu erkennen giebt, daß ich um meiner Sünden, und überhaupt um meiner bösen verdorbenen Natur willen ewig verdammt werde.

Der Pfarrer. Das unbekannte Wesen in Ihnen, das Ihnen dieses sagt, hat ganz recht, wenn sie so bleiben wie sie sind. Aber können Sie denn merken, was dies unbekannte Wesen damit will, daß es Sie so ängstigt? —

Der Kranke. Ja! was kann es damit wollen? — Sie meinen vielleicht, es suche meine Bekehrung — lieber Gott! was kann mich die helfen? — ich bin nahe am Tod, ich kann meine Sünden nun nicht mehr gut machen, und kann auch in der Welt nichts gutes mehr ausrichten.

Der Pfarrer. Aber was meinen Sie wohl, was das unbekannte Ding in Ihrem Wesen seyn mag?

Der Kranke. Nennen Sie's, Gewissen, moralisch Gefühl, Sittengesez, oder wie sie wollen.

Der Pfarrer. Lieber Freund! weder das moralische Gefühl, noch das Sittengesez weiß auch nur ein Wort von Verdammungswürdigkeit! — Theuerer Kranker! Ihr unbekanntes

Etwas

Etwas ist noch der entfernte Rest der göttlichen Gnade, die Ihnen durch die Taufe wiederfahren, und durch Ihre christliche Erziehung genährt worden ist; sie züchtiget sie, daß sie noch jezt das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste verläugnen sollen.

Der Kranke. Herr Pfarrer! Sie haben recht, da geht mir ein Licht auf — Ja es ist noch ein Uiberrest von Religions-Känntnis, der sich jezt im Hintergrund zeugt, und mich rügt.

Der Pfarrer. Gut! aber hat denn diese Gnade, die Sie so züchtigt, recht oder unrecht?

Der Kranke. Ach mein Gott! sie hat vollkommen recht!

Der Pfarrer. Nun was will sie denn von Ihnen?

Der Kranke. Sie stellt mir alle meine Sünden mit Ihren unendlichen Folgen, und meine so äusserst sündhafte Natur sehr lebhaft vor Augen.

Der Pfarrer. Erzeugt das nicht den heißen Wunsch in Ihnen, daß Sie doch in Ihrem ganzen Leben keine Sünde möchten begangen haben, und daß Sie ein vollkommen guter Mensch seyn möchten?

Der Kranke. Ach ja! Herr Pfarrer! das ist mein einziger Wunsch; Sie verstehens besser, wie wir jungen Leute, sie kommen dem Grund immer näher. Aber was hilft mich nun so nahe am Tod, dieser Wunsch?

Der Pfarrer. Er macht sie seelig! — ist das nicht gnug?

Der Kranke. Wie? was? das versteh ich nicht!

Der Pfarrer. Aber ich versteh es, lieber Freund! hören Sie zu! — Das was jezt im Innersten Ihrer Seelen so laut spricht, und Ihre Sünden rügt, ist die züchtigende Gnade Gottes — ein Werk des heiligen Geistes in der Seele.

Der Kranke. Warten Sie, lieber Herr Pfarrer! das muß ich erst gewiß wissen — kann es nicht Schwermuth, Hypochondrie, oder so etwas seyn?

Der Pfarrer. Kann Schwermuth und Hypochondrie für sich allein bey einem Menschen, der keine Religionskenntniße hat, die Vorstellungen hervorbringen, die Sie haben? — die Schwermuth für sich allein macht jede kleine Gefahr, jedes kleine Leiden unerträglich schwer, aber sie weiß von Sünde und Verdammungswürdigkeit nichts?

Der Kranke. Ja das ist wahr!

Der Pfarrer. Also, der heilige Geist bedient sich Ihrer körperlichen Schwäche, zu Ihrer Bekehrung; dazu braucht die Gnade auch natürliche Mittel.

Der Kranke. Gut, Herr Pfarrer! aber was kann mich jezt noch die Bekehrung helfen?

Der Pfarrer. Das wollen wir nun sehen: Sie wünschten vorhin, daß Sie in Ihrem ganzen Leben keine Sünde möchten begangen haben, und daß Sie ein recht guter, vollkommen tugendhafter Mensch seyn möchten; und ich antwortete darauf, dieser Wunsch mache Sie seelig — und das will ich Ihnen nun beweisen: Sehen Sie lieber Freund! Sie stehen in der Uiberzeugung, Sie müsten alle

Ihre

Ihre begangene Sünden wieder gut machen, wenn Sie seelig werden wollten, nicht wahr?

Der Kranke. Ja davon bin ich gründlich überzeugt!

Der Pfarrer. Und dann wissen Sie auch gewiß, daß sie ein vollkommen guter Mensch seyn müßen, wenn sie seelig werden wollen.

Der Kranke. Ganz richtig!

Der Pfarrer. Sehen Sie nun, theuerer Freund! die strengen und durchaus gerechten Forderungen der Gerechtigkeit Gottes, an die Menschen; — aber sehen Sie nun nicht auch, daß diese Forderungen kein Mensch — durchaus kein Einziger erfüllen, folglich auch kein einziger seelig werden kann?

Der Kranke. Ja! Herr Pfarrer! das sehe ich ein, das ist wahr!

Der Pfarrer. Glauben Sie denn würklich daß kein Mensch seelig wird?

Der Kranke. Nein, das kann ich doch auch nicht glauben, das wäre ja erschrecklich!

Der Pfarrer. Nun lieber, lieber Birckenfeld! so geben Sie doch Gott die Ehre und sagen Sie mit Mund und Herzen, daß Jesus Christus in die Welt gekommen sey, die Sünder seelig zu machen.

Der Kranke. Ach Herr Pfarrer! wie gerne glaubte ich das, wenn ich nur könnte! Aber sagen sie mir doch nur, wie kann denn Christus meine begangene Sünden tilgen, wie kann Gott geschehene Sachen ungeschehen machen? — wie kann ich seelig werden, da ich doch noch nichts gutes gethan habe?

habe? — und wie kann ich besser werden als ich bin, da ich am Rand des Grabes stehe?

Der Pfarrer. Für das alles lassen Sie den Erlöser sorgen! es giebt tausend Dinge in der Welt, die wir nicht begreifen können, die uns so gar ungereimt oder unmöglich vorkommen, und doch wahr sind. Ich stehe Ihnen dafür, daß sie in kurzem das alles — zwar nicht begreifen — aber gewiß mit einem ruhigen und beseeligenden Glauben fassen werden. Nicht wahr, Sie wissen gewiß, daß die Forderungen der Gerechtigkeit Gottes wahr und gerecht sind.

Der Kranke. Ja das weiß ich so gewiß, als ich lebe!

Der Pfarrer. Sie wissen gewiß, daß kein einziger Mensch im gegenwärtigen Zustand die Forderungen dieser Gerechtigkeit erfüllen, daß also, wenn der himmlische Vater kein Mittel zur Erlösung gefunden hat, kein Mensch seelig werden kann.

Der Kranke. Auch davon bin ich vest überzeugt.

Der Pfarrer. Und doch sind Sie auch gewiß überzeugt, daß es Menschen giebt die seelig werden?

Der Kranke. Unstreitig!

Der Pfarrer. Nun so muß es ja ein Mittel geben, wodurch diese ebenfalls sündhafte Menschen seelig werden.

Der Kranke. Ach Gott, ja, das ist gewiß!

Der Pfarrer. Wissen Sie denn Eins ausser Christo?

Der

Der Kranke. Nein Herr Pfarrer! ich weiß keins!

Der Pfarrer. Sie würden also dies Mittel gern gebrauchen, wenn Sie's nur begreifen könnten! — Bedenken Sie doch nur, wie thöricht es wäre, wenn Sie eine Arzney, die so viel Tausenden geholfen hätte, deswegen nicht nehmen wollten, weil sie ihre Würkungsart nicht begreifen könnten. Lieber Freund! die züchtigende göttliche Gnade bedient sich Ihrer Krankheit um sie zum einzigen seeligmachenden Mittel zu treiben; dies ist ein unumstößlicher Beweiß, daß Sie Gott noch seelig machen will — freylich wär es unendlich besser gewesen, wenn Sie ihr früher gefolgt hätten, allein die Barmherzigkeit Gottes ist unbegreiflich, hüten Sie sich sehr, daß Sie diesen Ihren lezten Ruf an Sie, nicht versäumen, verläugnen Sie Ihren Vernunftstolz, und nehmen Sie kindlich die in Jesu Christo angebottene Gnade an! — Ich versichere Ihnen heilig, Sie werden in kurzem glauben, und dann nicht begreifen können, daß Ihnen die Sache des Christenthums Vernunftwidrig vorgekommen ist.

Der Kranke. Lieber, lieber Herr Pfarrer! ich kann Ihnen nicht mehr antworten, Sie haben mich in die Enge getrieben. Aber sagen Sie mir nur, was ich dann nun thun soll!

Der Pfarrer. Sie sollen sich dem ewig liebenden Vater der Menschen zu den Füßen in den Staub legen, und nicht eher wieder aufstehen, bis Sie dieser ewigliebende Vater zum ewigliebenden Sohn gezogen hat.

Der Kranke fieng hier an zu weinen und zu schluchzen und der Candidat zitterte und bebte. Herr Pfarrer! antwortete der Kranke; sie sind ein Engel Gottes, seyen Sie doch mein Advokat bey dem Vater! — hier fiel der Candidat auf die Knie, und rief: Ach Mann Gottes! und mein Vater, auch der Meinige!

Dies war beynah dem ehrwürdigen Greiß zu viel — aber er stärkte sich in Gott, sunk auch auf die Knie, breitete die Hände gen Himmel aus und rief — jezt lag der Kranke auf dem Angesicht im Staube — der Pfarrer rief: Vater aller Wesen! Vater in Jesu Christo deinem eingebohrnen Sohn! verherrlichet seyst — und werdest du in Ewigkeit, dafür, daß du deinen Leuchter noch nicht wegrükest, sondern in dieser dunkeln und schrecklichen Zeit, noch arme Sünder zur Buse und Bekehrung rufst, und zu deinem Sohn ziehst; deine ewige Liebe, deine erbarmende Gnade hat auch diese beyden jungen Männer noch am Rande des Abgrunds, mit den Haaren vom Verderben zurück gezogen. Ach ich rufe, und höre nicht auf zu rufen, bis du vollends an Beyden das Werk deiner unergründlichen und herrlichen Gnade vollendet hast; und Du groser Weltversöhner! der Du alle Gewalt im Himmel und auf Erden empfangen hast, und sie nun auf deinem Throne aller Welten dazu anwendest, Sünder seelig zu machen! — laß deinen heiligen Geist, diese beyden reumüthigen Sünder, innig und vest überzeugen, daß ihnen ihre Sünden vergeben sind, und schaffe dann in Ihnen ein reines Herz und einen neuen gewis-

sen

sen Geist, der sie von allen Zweifeln befreyen, ihr ganzes Wesen heiligen, und dann zu seiner Zeit seelig machen möge. Endlich, mein Herr und mein Gott! laße nun auch mich deinen alten Diener im Frieden zur seeligen Ruhe eingehen, denn meine Augen haben dein Heil gesehen. Amen!

Nun stund der Pfarrer auf, aber nun lag auch der Candidat auf dem Angesicht und weinte in dem Staub. Gut! meine Kinder! sagte der Pfarrer, hört nicht auf zu ringen mit Gott, bis Ihr Gnade und Vergebung der Sünden erlangt habt. Jezt ließ er sich nun in der Sänfte wieder nach Haus tragen.

Erst des Abends um zehn Uhr, kam der Candidat mit rothgeweinten Augen nach Haus, und erzählte nun seinem Vater, was mit dem Kranken vorgefallen war; er hatte noch eine Weile gelegen; dann war er aufgestanden, und mit Engelsfreudigkeit hatte er gerufen — Wo sind meine Eltern? — nachdem sie gekommen waren, hatte er des Lobpreisens nicht satt werden können, und von ganzer Seelen Gott gedankt, daß er ihm seine Sünde um Christi willen verziehen habe. Seine Liebe zum Erlöser sey über allen Begrif groß, und er sehne sich nun zu sterben, um ewig bey Ihm zu seyn, u. s. w.

Aber lieber Vater! fuhr der Candidat fort, so gut ist es mir noch nicht geworden, ich flehe in meinem Innersten unaufhörlich um Gnade, aber da ist weder Stimme noch Aufmerken!

Der Vater. Ja! das glaub ich, Du hast auch noch vorher eine sehr wichtige Pflicht zu erfüllen, ehe Du Gnade erlangen kannst.

Der Sohn. Ach sagen Sie mir — welche? — lieber Vater!

Der Vater. Du hast das Evangelium von Jesu Christo **nicht** geprédigt, und dadurch einige geärgert, vielleicht auch einige in ihrem Glau-

ben irre gemacht — jezt wirst Du wohl wissen, was Du zu thun hast.

Der Sohn. Ach mein Gott! — Ja ich weiß es! und nächsten Sonntag will ich öffentlich meine Sünden bekennen, alle meine Irrthümer widerrufen, und von nun an das Evangelium von Jesu Christo rein predigen.

Der Vater. Der Herr seegne Dich, mein Sohn! jezt bist Du auf dem rechten Wege, Du wirst bald Gnade und Vergebung der Sünden erlangen, und ein sehr geseegnetes Werkzeug in der Hand des Herrn seyn und bleiben. Er sey gelobt, daß Er mein heises Flehen erhört hat!

Des andern Tages verlangte der kranke Birckenfeld wieder einen Besuch vom Herrn Pfarrer; die Sänfte wurde also am Nachmittag ins Pfarrhaus geschickt, der Pfarrer ließ sich zum Kranken tragen, und der Candidat gieng wieder mit.

Die Veränderung war unbeschreiblich, die mit dem Kranken vorgegangen war — Herr Pfarrer! und Du Freund meiner Jugend! — Ach mein Gott! stöhnte er ihnen entgegen, wie thöricht, wie thöricht, wie blind, und wie unbegreiflich elend kommen mir jezt alle meine vorigen Grundsätze vor! — jezt ist mir alles Lichthell und klar, — nur die Religion ist mir vernünftig, sonst nichts. Alle meine ehmaligen Begriffe sind trügende Schatten, wie ganz anders erscheint mir nun alles im Licht der Wahrheit.

Der Pfarrer bekräftigte das alles, und nun folgte ein so kräftiges Danckgebet auf den Knien, daß man alle Anwesende in Thräuen hätte baden können.

Nun hatte aber der Kranke noch ein Hauptanliegen: Er wünschte nun herzlich noch einmal zu guter Lezte zu communiziren; der Pfarrer billigte das sehr, und versprach ihm, er wolle einige gute Menschen ersuchen, daß sie mit ihm das Abendmal geniesen möchten: denn es sey nicht schicklich,

daß

daß es einer allein genöße, weil es auch zugleich ein Liebes- und Vereinigungs-Mahl mehrerer Christen seyn solle.

Dieser Gedanke gefiel dem guten Birckenfeld sehr, auf einmal aber fieng er an: Herr Pfarrer! bey dem schönen Wetter will ich in der Kirche kommunizitren! — und welch eine Wonne wärs wenn sich Herr More — mein College auf dem Todespfade, auch dazu verstünde.

Wenns nur nicht schadet! — riefen die Eltern beyde! ich denke es nicht! versezte der Pfarrer, so schlecht sind beyde Kranken noch nicht. — Ja warlich! das wäre vortreflich! — gehe doch hin, lieber Sohn! zum Herr More und frage ihn; ich will so lang hier bleiben, bis Du wieder kommst.

Der Candidat gieng nicht, sondern lief fort.

Das Gerücht von des jungen Birckenfelds Bekehrung, und was von Wort zu Wort im Amthaus geredet worden, und was vorgegangen war, auch daß der Candidat eines andern Sinnes sey, lief wie ein Lauffeuer durch den ganzen Flecken, und sezte alle Menschen in Bewegung, in Erstaunen und Verwunderung; viele freuten sich mit lautem Jubel, welches vorzüglich bey Friedenhold und seiner Schwester, bey Friedrich seiner Frauen und Schwiegermutter, bey dem Herrn More, und dann bey jenen Bleichern, dem Johann und dem Thomas der Fall war; überhaupt und im Grund aber, freute sich doch jedermann darüber.

More empfieng den Candidaten mit hoher Freude — Gott Lob und Dank! rief er ihm entgegen, daß sie gerettet sind. Der Candidat erwiederte: lieber Freund; ich bin noch nicht gerettet, aber ich werde gerettet werden, ich höre nicht auf zu flehen, bis mich Jesus Christus angenommen hat — O wenn Sie's nur redlich meinen, fuhr More fort, so wirds daran nicht fehlen, halten Sie nur treu im Buskampfe aus! — Dies versprach

der

der Candidat und er hielt auch Wort. Jezt richtete er nun seine Bestellung aus — Herr More willigte augenblicklich mit hoher Freude ein und sagte: nun hätte mir doch in der Welt nichts erwünschteres begegnen können! — Augenblicklich eilte der Candidat wieder ins Amthauß, verkündigte diese Nachricht mit gröster Freude; jezt giengen nun die beyden, der Pfarrer und sein Sohn, nach Haus, und entwarfen nun folgenden Plan:

Der Kirchendiener sollte von Haus zu Haus gehen, und jeder Familie in Kirschenheim ankündigen, daß die beyden Kranken, More und der junge Birckenfeld, nächsten Sonntag in der Kirche zum Abendmal gehen wollten, wer nun einen lauteren und christlichen Trieb bey sich fühlte, sich mit diesen beyden Christen noch einmal vor ihrem Ende, durch die Gemeinschaft des Geistes Jesu Christi in Liebe zu vereinigen, der möchte doch mit ihnen communiziren, und also auch nächsten Sonnabend zur gewöhnlichen Zeit, zur Vorbereitung in die Kirche kommen; zu dieser Vorbereitungspredigt wurden aber auch noch besonders alle Gemeindsglieder, keins ausgenommen, deswegen eingeladen, weil der Candidat noch etwas besonders sehr Wichtiges vorzutragen habe.

Dies alles wurde nun auch vollkommen so ausgeführt, wie man den Plan entworfen hatte: der Candidat wählte die Vorbereitungs-Predigt zu seinem Buß- und Glaubens-Bekänntniß, weil es ihn so am schicklichsten dünkte, und er selbst sich auch dadurch am besten zum Abendmal vorbereitete.

Alles war äusserst gespannt und neugierig, was es denn nun am Sonnabend Nachmittag geben würde? — schon der Gesang erregte grose Aufmerksamkeit, man sung nämlich das schöne Lied des seeligen Pastor **Untereyds, Erleucht mich Herr mein Licht!** — darauf folgte nun die Predigt über die Worte Ps. 119 v. 67. **Ehe ich gedemüthigt ward, irrete ich; nun aber halte ich dein Wort.**

Mit

Mit einer glüenden Beredsamkeit zeigte der Candidat nach Anleitung dieser Worte, daß Stolz und Selbstsucht ganz allein die Ursachen des Unglaubens und des Abfalls von der christlichen Religion seyen, er habe es an sich selbst erfahren; man wolle selbst alles wissen, aus eigenen Kräften alles ergrübeln, und was man nicht ergrübeln könne, das wolle man auch nicht glauben; und das Gute, was man aus eigenen Kräften nicht thun könne, das wolle man auch nicht thun, so sey es ihm selbst bisher zu Muth gewesen, daher habe er auch so gröblich geirrt; aber nun habe ihn die Gnade und Barmherzigkeit Gottes gedemüthiget, und er wolle auch nun sein Wort halten.

Darauf bekannte er nun mit vielen Thränen und lautem Weinen, daß er bisher kein Lehrer der christlichen Religion sondern ein Irrlehrer gewesen sey, er habe nicht das lautere reine Wort Gottes, sondern seine eigene Meynungen gepredigt, er verdiene also nicht länger ein Prediger zu seyn, und bitte daher Gott und die ganze Gemeine demüthig und busfertig um Verzeihung, aber von nun an verspreche er, das zu lehren, was Christus und seine Apostel gelehrt hätten, und durch Gottes Gnade dann auch darnach zu leben u. s. w.

Eine solche Bewegung und Regung hatte man in der Kirschenheimer Kirche noch nie erlebt; es entstund ein lautes Schluchzen und Weinen; endlich schloß dann der Prediger mit der ernstlichen Aufforderung, doch nun auch mit ihm ernstlich daran zu denken, wie das Verlohrne wieder gut zu machen seye, und endigte dann alles mit einem herzerhebenden feyerlichen Beichtgebet.

Durch diese Predigt wurde jedermann so gerührt, daß sich fast die ganze Gemeinde zur morgenden Communion entschloß; es war eine solche Rührung und Erwekung im ganzen Flecken, daß alle, welche wahre Christen waren, und den Gang

der göttlichen Gnade kannten, grose Veränderungen zum guten davon erwarteten.

Des andern Tags, nämlich des Sonntags predigte nun der Candidat über die Worte Christi: Joh. 17. v. 17 **Heilige sie in deiner Wahrheit, dein Wort ist die Wahrheit.** Hier suchte er nun zu beweisen, daß die Bibel Gottes Wort, folglich allein die Wahrheit sey, und daß der Christ auch durch diese Wahrheit allein geheiligt werden könne und müße, und hinwiederum, daß auch die Heiligung nur allein in dieser Wahrheit möglich sey. Nach der Predigt wurde dann auch communizirt.

Die beyden Kranken hatten sich nahe an den Altar auf Stüle gesezt, und der alte Pfarrer saß nicht weit von ihnen an den Ort wo das Brod bey dem Abendmal ausgetheilt wird, in einem Lehnsessel. Die beyden Kranken hatten sich ausbedungen nach der ganzen Gemeine, am allerlezten, mit dem alten Pfarrer und seinem Sohn, welche nach dem dortigen Gebrauch zulezt communizirten, das Abendmal zu genießen. Alles gieng in groser feyerlicher Stille, und mit der rührendsten Andacht zu; als nun die ganze Gemeine fertig war, so kaman die beyden Kranken auch krumm gebückt und schwächlich zum alten Pfarrer, der ihnen dann das Brod brach, eben so kamen sie nun auch zum Candidaten, der Ihnen den Wein reichte, kaum war dies geschehen, so fiel der alte Pfarrer auf die Knie und rief: **Halleluja Dir, der du auf Golgatha starbst!** — dann sank er auf sein Angesicht und verschied. Der Candidat sank auf die Knie neben seinen Vater und rief: Herr Jesus Christus mein Vater! Ach Herr erbarme dich unser! mein Vater stirbt, die ganze Gemeine drängte sich herzu, und siehe! der alte Diener des Herrn war würklich entschlafen.

Die beyden Kranken wurden durch das alles, was da vorgegangen war auch sehr schwach, man

führte

führte sie also nach Hauß, und brachte sie zu Bette. Dann trug man auch die ehrwürdige Leiche ins Pfarrhauß, und besorgte was zu besorgen war.

Herr More lebte noch 6 Wochen, dann starb er in den Armen seines Freundes, des Candidaten **Eberhard**, sanft und seelig; der junge Birckenfeld aber schleppte sich noch durch bis in den Herbst, und starb dann auch freudig und voller Hofnung des ewigen Lebens, unter dem Gebet eben dieses Freundes.

Der Candidat **Eberhard** hatte sich nun durch seine gründliche Bekehrung zu einem vortreflichen und ächt-Evangelischen Prediger gebildet, daher bat nun auch die Gemeine Kirschenheim ihren Landesherrn, daß er ihm ihre Pfarrstelle geben möchte; der Graf willigte gern in dies Gesuch, und so wurde dann der bisherige Candidat ein sehr würdiger Nachfolger seines seeligen Vaters.

Indessen hatten nun auch **Friedrich** und seine Frau bekannt gemacht, daß der Verstorbene Herr **More Pfifferlings** Sohn gewesen sey; natürlicher Weise verschwieg man aber die nähern Umstände, ob sie gleich das Gericht nach und nach bekannt machte.

Seht meine lieben! Leser! das ist nun die erste Erzählung des **Christlichen Menschenfreundes**. Ihr seht daraus, was die eigentliche wahre Herzens-Religion leisten kann, und würklich leistet — bedenkt nur, welch einen unendlichen Seegen verbreiteten **Friedrich** und **More** weit und breit um sich her, und noch auf die späteste Nachwelt; und womit? — mit den schrecklichen Sünden und Missethaten ihres Vaters! — da heist es wohl recht, **wo die Sünde mächtig ist, da ist die Gnade noch weit mächtiger geworden**. Nun bedenkt einmal, lieben Freunde! können nun arme sterbliche, aber fromme Christen schon so viel gutes stiften, und auf solche Weise würklich Sünden tilgen, wie vielmehr wird es unser zur Rechten Gottes erhöhter Herr und Heiland Jesus Christus können! — Jezt bedenkt nur einmal ruhig, welch ein

Böse-

Bösewicht der Pfifferling war, und welche Berge von Sünden er aufgehäuft hatte — und diese Berge von Sünden wurden in den Händen einiger frommer Christen, noch weit grösere Quellen des Seegens. Ich denke aber doch nicht daß Euch der Gedanke einfallen werde: nun wolan! so laßt uns auch so sündigen, damit hernach ein solcher Seegen dadurch hervorgebracht werden könne — behüte Gott! das wäre schrecklich! und der Sünder ist und bleibt immer verdammt, und wird nach dem Verhältnis seiner Sünden gestraft, wenn er nicht bey seinem Leben noch so viel gut gemacht hat, als er kann, und sich bekehrt — was hernach andere für ihn gut machen, das kann vielleicht seine Verdammniß einiger masen erleuchtern, aber keineswegs ihn seelig machen.

Man darf nie Böses thun, daß Gutes daraus komme. Wenn aber das Böse einmal geschehen ist, dann ist es etwas göttliches, seine Folgen, zum Besten der Menschheit zu benutzen.

Dann könnt Ihr auch nach Anleitung dieser Erzählung einen Blick in das grose Geheimnis der Erlösung thun: hätte Pfifferling nicht mit so schreyenden Ungerechtigkeiten, so grose Summen aufgehäuft, so wären alle die herrlichen Anstalten, die Friedrich zu Stand brachte, nie getroffen worden. Eben so, wie es hier im Kleinen ist, so ist es auch mit den Sünden der ganzen Welt im Grosen; Christus regiert durch sein Wort und Geist so göttlich weise, daß endlich alle Folgen der Sünden in lauter Seegen verwandelt werden, und die in Adam gefallene Menschheit, durch Christum endlich glücklicher, weit herrlicher und seeliger wird, als wenn sie nie gefallen wäre.

Lebt wohl, lieben Leser! Gott seegne diese Erzählung an Euern Herzen!

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jung-Stilling, Johann Heinrich,

Der Christliche Menschenfreund in Erzählungen für Bürger und Bauern

Bd.: 1 (1803)

Nürnberg 1803

Res/P.o.germ. 2091 o-1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10926041-8